Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen.

Ein Beitrag zur Frage:

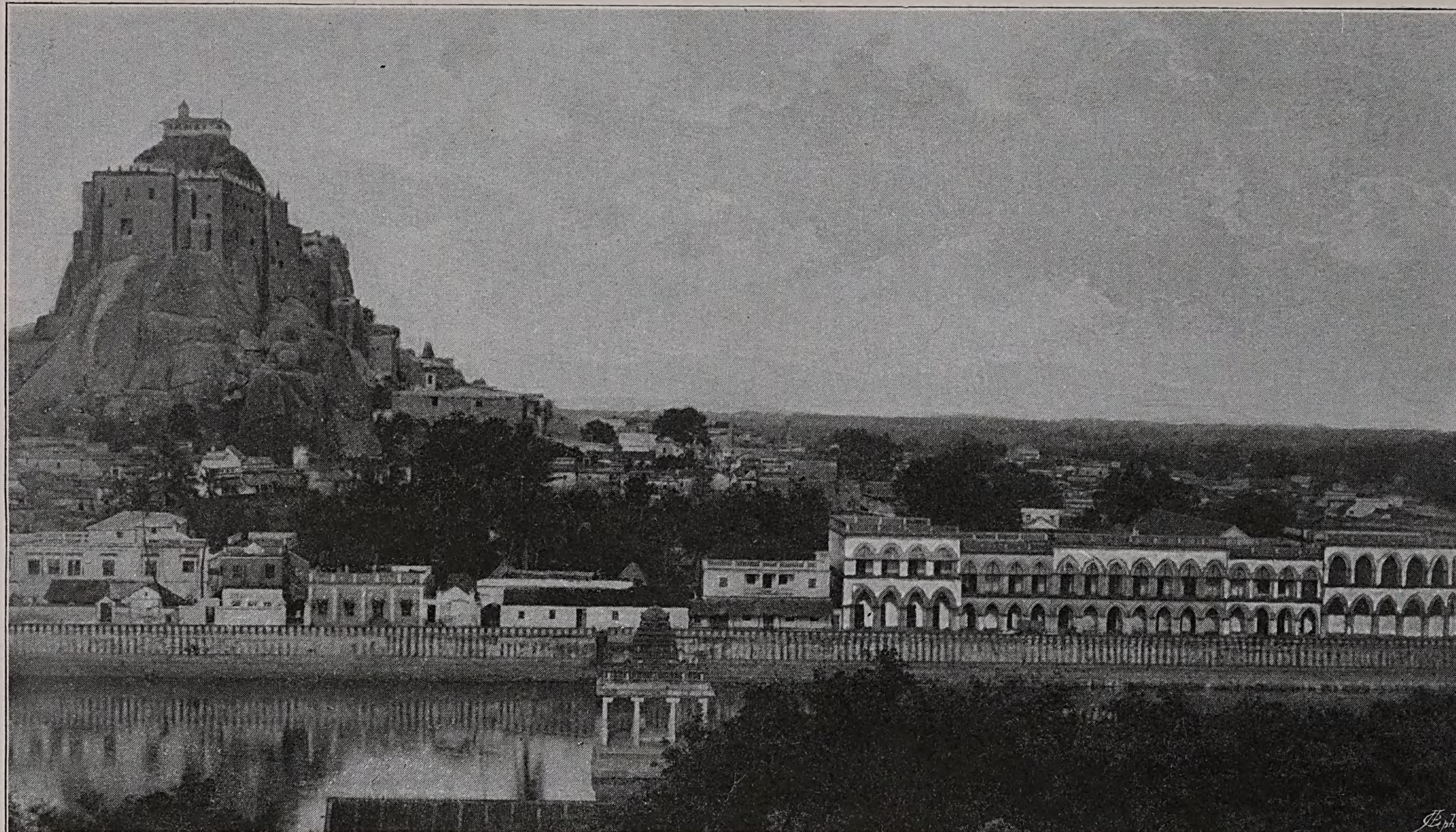
Wie kann Indien katholisch werden?

Von

Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen.

Der Ertrag dieser Schrift wird zur Förderung des Werkes der Brahmanenbekehrung verwendet.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1897.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Ansicht von Tritschinopoli.

Links der Felsen mit Fort und Schiwatempel, rechts am Teiche Gebäulichkeiten des Jesuitencollegs.

Das höhere
katholische Unterrichtswesen in Indien
und die
Bekehrung der Brahmanen.

Ein Beitrag zur Frage:

Wie kann Indien katholisch werden?

Von

Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen.

Der Ertrag dieser Schrift wird zur Förderung des Werkes der Brahmanenbekehrung verwendet.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1897.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Druck der „St. Norbertus"-Druckerei in Wien.

Meinem Vetter

Karl Prinzen zu Hohenlohe-Langenburg

Geheimen Kämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII.

Weltpriester der Erzdiöcese Prag

zugeeignet.

»Es wäre mein heißester Wunsch, daſs überall in Indien die katholischen Lehranstalten nach dem Muster des Collegs von Tritschinopoli sich mehren, und die Missionäre in denselben mit Vorsicht und geduldigem Zuwarten, aber um so sicherer an der Bekehrung der hohen Kasten arbeiten möchten ..... Das sind die Stätten, aus denen nach meiner Meinung die Wiedergeburt Indiens hervorgehen wird.«

F. G. Bonnétraine
von den auswärtigen Missionen.
(Bangalur, 18. Februar 1895.)

»Wenn die Brahmanen, welche Christen werden, auch in Zukunft sich dazu verstehen, kein Fleisch und keine geistigen Getränke zu genießen, und keinen Verkehr mit den Sudras zu pflegen, so machen wir keine Schwierigkeit, sie als Brahmanen anzusehen und mit ihnen zu verkehren. Warum soll es ebenso gut, wie es unter den Brahmanen eine Secte gibt, welche Schiwa, und eine andere, welche Wischnu anbetet, nicht auch Brahmanen geben, die Jesus Christus anbeten?«

Ramasubba Ayar,
heidnisch-brahmanischer Advocat in Madura.

Inhalt.

Bei vorliegender Arbeit wurden benützt:

Auguste Jean S. J., Le Maduré. La nouvelle mission. Lille, Société de Saint-Augustin, Desclée, De Brouwer et Cie., 1889.

Auguste Jean S. J., Le Maduré. L'ancienne et la nouvelle mission. Lille, Société de Saint-Augustin etc., 1894. 2 vols.

Stéphen Coubé S. J., Au pays des Castes. Voyage à la côte de la pêcherie. Paris, Retaux-Bray, 1889.

Denis Guchen S. J., Cinquante ans au Maduré. Paris, Retaux-Bray, 1889. 2 vols.

(Anonym.) Monseigneur Alexis Canoz, premier évêque de Trichinopoly. Paris, Retaux-Bray.

J. Bertrand S. J., La mission du Maduré d'après des documents inédits. Paris, Poussielgue-Rusaud, 1848. 2 vols.

G. Boutelant S. J., Travaux et succès des missionnaires. Paris, Dumoulin et Cie., 1896.

Louis Lacombe S. J., La conversion des brahmes aux Indes. Le Puy, Prades-Freydier, 1895.

R. de Beaurepaire S. J., La conversion des brahmes au Maduré.

Alexander von Hübner, Durch das britische Reich. Leipzig 1891. 2 Bände.

Ferner außer einzelnen Nachrichten der »Missions catholiques« und der »Katholischen Missionen« sowie mündlichen und schriftlichen Mittheilungen zahlreiche Briefe von Missionären aus Indien, die dem Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellt wurden. Es sei demselben gestattet, an dieser Stelle für die Förderung, welche ihm zutheil geworden, dem hochw. P. George Boutelant S. J., Procurator der Mission von Madura in Bordeaux, und dem hochw. P. Robert de Beaurepaire S. J. seinen besten Dank auszusprechen.

Einleitung.

Indien war von jeher das Wunderland, in dem die Kinder des Westens gerne mit ihrer Sehnsucht und ihren kühnsten Träumen verweilten. Es ist, wie Weiß in seiner Weltgeschichte schon von seinen Naturreizen sagt, »das Land, in dem die Natur ihren Blütentraum geträumt zu haben scheint, wo die Macht des Lebens und des Todes stets miteinander ringen, wo alle Producte der Natur großartig und glänzend sind, wo unter Riesenpflanzen Riesenthiere leben, wo die Luft geschwängert ist von den herrlichsten Wohlgerüchen und wiederum von den giftigsten Ausdünstungen, wo man dreimal im Jahre ernten kann, wo der Elephant, der Löwe und der Tiger zuhause sind, wo die Natur ihre lieblichste Farbenpracht entfaltet und sich hinwiederum in ihrer großartigsten und furchtbarsten Seite zeigt, wo das Schilf die Höhe von Bäumen erreicht und ein Baum eine Lebenskraft hat, daſs er in kurzer Zeit zu einem Walde wird; das Land der Palmen, des Reises, des Zuckerrohres, des Goldes, der Edelsteine; das Land, das immer die Sehnsucht der Eroberer war und ewig sein wird«.

Der Mensch hat in vieltausendjähriger Geschichte zu diesen Wundern der Natur die seinen hinzugefügt. Jener Zweig des kaukasischen Stammes, der sich in grauer Vorzeit zum Herrn über die chamitische und mongolische Urbevölkerung Indiens machte, hat den Schleier eines neuen Zaubers über das ungeheure Land gelegt mit der hohen Denkergabe, die ihn auszeichnete, mit dem tiefen Ahnen des Göttlichen, das in seinem Busen wohnte, mit seinem Kunstsinn, der in Dichtungen und Bauten sich äußerte. Und als später der Halbmond dort seine Reiche gründete, wurde manches von dem, was das Märchen »Tausend und eine Nacht« erzählt, in Indien zur Wirklichkeit. Der Reisende, der Delhi und Agra oder die Feste der großen einheimischen Fürsten besucht, ist noch heute Zeuge davon. Das Reich der Großmogule eilte von selbst dem Verfalle entgegen, dem alle muselmannischen Staatengründungen geweiht sind. Die Engländer waren es da, welche im vorigen Jahrhunderte, als der Zusammenbruch des alten Europa die Kräfte der alten Colonialmächte lähmte, nach dem

Ausdrucke eines ihrer Landsleute »den entseelten Leichnam zur Erde bestatteten und die Erbschaft einzogen«. Was sich aber seitdem unter ihrem Scepter in Indien vollzogen, ist nicht das geringste Wunder, das Indiens Geschichte aufweist[1].

Anstatt der Kriege und Metzeleien, welche während Jahrtausenden kaum eine Unterbrechung fanden, herrscht jetzt im ganzen indischen Reiche tiefer Friede, die »pax Britannica«. An die Stelle der Erpressungen goldgieriger Herrscher sind sehr mäßige Auflagen getreten, welche hinter den von den noch bestehenden Tributfürsten erhobenen Steuern weit zurückstehen; die Willkür der frühern Machthaber ist ersetzt durch Gerechtigkeit, die käuflichen Tribunale durch unbescholtene Richter, welche der Eingeborne selbst den einheimischen Rechtsprechern vorzieht; vollkommene Sicherheit herrscht in den Städten und auf dem Lande, auf den großen Heerstraßen und kleinen Nebenwegen, und mit einigen durch die Gebote der Sittlichkeit erheischten Beschränkungen volle Achtung des religiösen Glaubens, der Ausübung des Gottesdienstes und der bestehenden Sitten und Gebräuche. In materieller Beziehung besteht ein Aufschwung ohnegleichen, und selbst das in gewissen Gegenden periodisch wiederkehrende Elend der Hungersnoth wird immer mehr gemildert durch die mit den Eisenbahnen zunehmende Leichtigkeit der Herbeischaffung von Lebensmitteln.

»Und wer hat alle diese Wunder gewirkt?« müssen wir mit Graf Hübner fragen. »Die Weisheit und Unerschrockenheit einiger leitenden Staatsmänner, die Tapferkeit und Manneszucht einer Armee, zusammengesetzt aus wenigen Engländern und vielen Einheimischen und geführt von Helden; endlich, und, ich möchte sagen, hauptsächlich, die Hingebung, die Einsicht, der Muth, die Ausdauer, die Geschäftskenntnis und Unbescholtenheit einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Dienern des Staates und der Justiz, den Regierern und Verwaltern des indobritischen Reiches.«

Das Regieren eines fremdartigen besiegten Landes, dessen Flächenraum den von halb Europa übersteigt, und dessen Bevölkerungsanzahl die von ganz Europa ohne Russland übertrifft, durch eine Handvoll Beamten und Officiere ist gewiss die Verwirklichung eines der kühnsten Gedanken, welche Menschen je gehegt haben. Hinter der geringen physischen steht da die unabsehbare moralische Macht, das Ansehen und die hohen Eigenschaften der angelsächsischen Rasse. Auch das große Colonialvolk des Alterthums, die Römer, hat da nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Wir können Englands indische Politik hier keiner allseitigen Besprechung unterziehen und haben nur einen Zug der

---

[1] Vgl. für das Folgende v. Hübner, Durch das britische Reich I, 284 bis 329, u. II, 1—181.

selben hervorzuheben, allerdings einen, der in der englischen Welt selbst die verschiedensten Beurtheilungen und Erörterungen gefunden, denen wir unsere katholische Auffassung hinzuzufügen uns erlauben.

Seit den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ist die englische Regierung mit großer Umsicht und Ausdauer auf Hebung des Unterrichtswesens in dem ungeheuren Colonialreich bedacht. Indien besitzt wohl seit Jahrtausenden die Weisheitssprüche seiner Vedas, seine großen Heldengesänge und eine regelrechte Sanskritforschung, aber alle diese Wissens- und Kunstschätze blieben auf die einheimischen Hilfsmittel beschränkt und wurden eifersüchtig im Schoße der einen höchsten Kaste gehütet. Nun, nach dem englischen Plane, sollten die Errungenschaften des fernen Abendlandes weiten Kreisen zugeführt werden. Zu diesem Behufe wurde den Eingebornen der Zutritt zu zahlreichen Stellen in der Verwaltung und niedern Beamtenwelt in Aussicht gestellt, aber nur nach Erwerbung akademischer Grade und Ablegung der hierzu erforderlichen Prüfungen. Neben den drei großen Prüfungs- und Aufsichtsorganen, den sogenannten Universitäten von Calcutta, Madras und Bombay, und andern von Eingebornen geleiteten Staatsanstalten erstanden allenthalben von protestantischen und katholischen Missionären gegründete Lehranstalten, und wie die Regierung jene unterhielt, gewährte sie diesen ohne Unterschied des Bekenntnisses reiche Geldunterstützungen. Die wissbegierigen Hindus strömten von allen Seiten herbei, und bald gab es in einem Jahre bis zu 15.000 »Graduierte«, die sich in den drei Hauptstädten akademische Lorbeeren geholt hatten. Die Zahl der versprochenen Anstellungen war damit bald um ein bedeutendes überstiegen, so dass die Regierung sich genöthigt sah, den überflutenden Strom durch Herabsetzung der an nichtstaatliche Schulen gezahlten Zuschüsse, durch Festsetzung eines Schulgeldes für alle Anstalten und andere Maßregeln einzudämmen oder wenigstens durch Eröffnung neuer technischer Laufbahnen abzuleiten.

Dieser höhere wissenschaftliche Aufschwung, dem eine bedeutende Ausdehnung des Volksschulwesens[1] zur Seite steht, mag schon an sich erfreulich sein, ungleich wichtiger jedoch ist sein Rückschlag auf die Gestaltung der sittlichen und religiösen Verhältnisse Vorderindiens. Auf der ungeheuren Halbinsel des Ganges gibt es bekanntlich unter 290 Millionen

---

[1] Ein neuerer Geograph (*L. Lanier*, L'Asie II, 195) zählt (1893) in Ostindien 95 Collegien mit 9000 Hörern, 4200 Mittelschulen (alles in dem weiter unten erklärten Sinne) mit 350.000 Schülern, 102 000 Volksschulen mit 2,500.000 Schülern, 310 Fach- oder technische Schulen mit 12.000 Schülern. Das indische Unterrichtsbudget beträgt 2,200.000 Pfund Sterling. Die Bevölkerung auf 250 Millionen gerechnet, kommen 11 Schüler auf 1000 Einwohner.

Einwohnern und neben etwa 50 Millionen Mohammedanern und weit über 200 Millionen Anhängern Brahmas nicht mehr als 1,700.000 Kinder der wahren Kirche. Tausende von heidnischen Jünglingen kommen daher alljährlich auf den Schulbänken in nahe Berührung mit den höhern Anschauungen des Abendlandes, und in dieser Berührung fallen heidnischer Wahnglaube und heidnische Vorurtheile ab wie die dürren Blätter des Herbstes beim Hauche eines leisen Windes. Aber christlicher Glaube und christliche Liebe treten darum noch nicht an deren Stelle. Von dem Unterricht ungläubiger oder irrgläubiger Lehrer ist dies einmal gewiss nicht zu erwarten. Die Congregation de propaganda fide und das erlauchte Oberhaupt der Kirche haben darum wiederholt die dringende Mahnung erhoben, dass man den irrgläubigen, glaubenslosen und glaubensfeindlichen Schulen immer mehr katholische an die Seite, ja entgegenstelle, und die 22 katholischen Missionsbezirke haben bei aller Geringheit ihrer Mittel wahrhaft Großes geschaffen.

Um nur von den hervorragendsten unter jenen Schöpfungen zu sprechen, die uns gerade leichter zugänglich waren, haben die vier der Gesellschaft Jesu anvertrauten Missionen in Indien blühende Lehranstalten ins Leben gerufen. Den Lesern der »Katholischen Missionen« ist das große Franz-Xaver-Colleg, eine wahre Universität mit 1500 Schülern und Hörern (im Jahre 1892), bekannt, das die deutschen Jesuiten in Bombay besitzen[1]. Weiter südlich an der Westküste der Halbinsel, in Mangalur, haben italienische Patres vor einigen Jahren eine Anstalt eröffnet, die nun gegen 400 Zöglinge zählt, während die belgischen Missionäre von Bengalen schon seit langer Zeit in Calcutta ein Colleg mit über 700 Zöglingen besitzen und neuerdings mit dem Colleg von Dartschiling einen Vorposten bis an den Fuß des Himalaya vorgeschoben haben. In dem vierten Missionsbezirke endlich, der von den französischen Patres (Ordensprovinz von Toulouse) besorgten Mission von Madura, befindet sich das blühende St. Josefs-Colleg von Tritschinopoli mit nicht weniger als 2200 Zöglingen. In ganz Indien zählt man an 2200 katholische Schulen aller Stufen, welche über 100.000 Schüler besuchen.

Den Verstandes- und Herzensanlagen des indischen Volksstammes wird in diesen Schulen ein günstiges Zeugnis ausgestellt. Dort vollends, wo der katholische Glaube in die jungen Herzen bereits eingezogen ist, sind die schönsten Blüten christlicher Tugend zu bemerken. Ein großer Theil der Jugend in den katholischen Schulen sind jedoch Heiden, und gerade in dieser seiner Stellung mitten in der großen indischen Heidenwelt und in

---

[1] Vergl. »Katholische Missionen«, Januar 1895.

seinen regen Beziehungen mit derselben liegt erst die ganze Bedeutung des katholischen Unterrichtswesens für Indien. Ein Anstoß zu Bekehrungen ist bereits gegeben, und mit ihm und mit den so ganz verschiedenen Erziehungserfolgen der akatholischen Lehranstalten haben wir die ersten Anzeichen des Riesenkampfes vor uns, den die hochbegabte indische Rasse zu kämpfen haben wird gegen ihre eigene mehrtausendjährige heidnische Vergangenheit um ihren Platz in der Zukunft und um das Wohl und Wehe ihrer fast 300 Millionen Seelen, in dem sie sich endgiltig zu entscheiden haben wird zwischen Glaubenslosigkeit und Katholicismus. Noch einige Jahrzehnte, und dieser Geisterkampf wird gerade infolge des ausgedehnten Unterrichtswesens die Völkermassen von den Schneehäuptern des Himalaya bis zum Cap Comorin erfasst haben. Kein katholisch denkender Geist, der dem Vordringen der heilbringenden Wahrheit auf dem Erdenrunde mit seiner Theilnahme folgt, kann diesem gewaltigen Schauspiele kalt zusehen, und sein Blick ruht mit Spannung auf den Arbeiten der katholischen Erziehermissionäre, welche allein die erwünschte Lösung desselben mit Gottes Hilfe geben oder beschleunigen können.

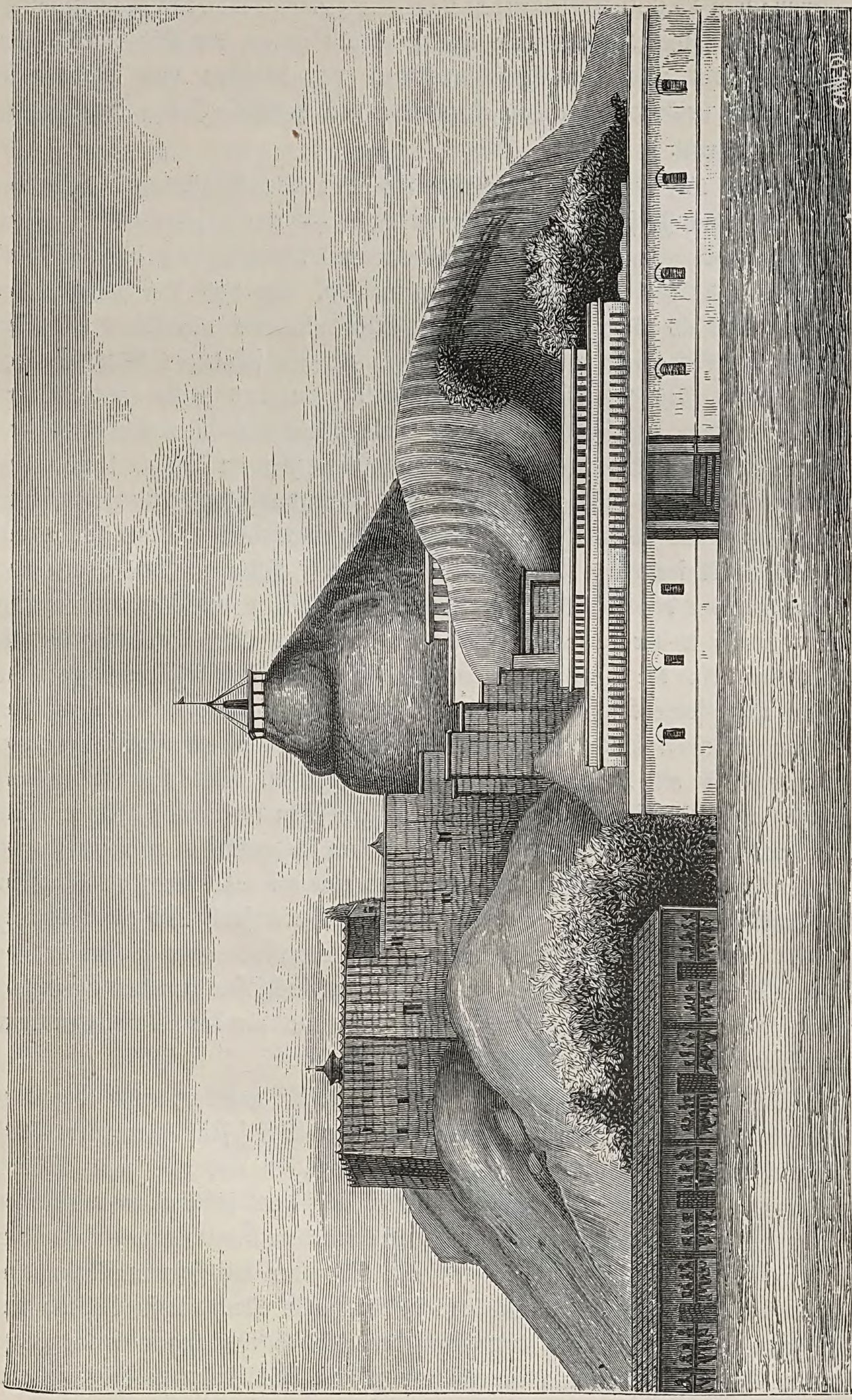
Wir haben es uns deshalb zur Aufgabe gesetzt, mit einem der großen Mittelpunkte katholischer Erziehung in Ostindien, dem an letzter Stelle erwähnten Collegium des hl. Josef zu Tritschinopoli, bekannt zu machen. Nach einem Besuche, durch den wir das Colleg und seine Bewohner kennen lernen, wollen wir die Bedeutung der Anstalt für ihre katholischen und dann die für ihre heidnischen Schüler darlegen. Dem Urtheile des Lesers, der unsern Ausführungen gefolgt sein wird, können wir es überlassen, ob wir die Frage: »Wie kann Indien katholisch werden?« dann beantwortet haben.

I.

Leben und Lernen im Jesuiten-Colleg von Tritschinopoli.

Am Südende der Koromandelküste, dort, wo der Kavery seine Fluten theilt, um dieselben in einer der bedeutendsten Deltabildungen Indiens dem Meere zuzuführen, staut ein mächtiger, vor 1600 Jahren von Menschenhand errichteter Damm die gewaltige Wassermasse und entführt einen Theil derselben nach Norden und Süden in zahlreiche Bewässerungscanäle, welche im Vereine mit den Wasseradern des Deltas überallhin Fruchtbarkeit verbreiten. Sie haben das umliegende Flachland in den »Garten des südlichen Indien« verwandelt.

Im Bereiche dieser befruchtenden Gewässer und südlich unter ihrem Theilungspunkte liegt die Stadt Tritschinopoli. Mit ihren 100.000 Einwohnern ist dieselbe eine der bedeutendsten Städte von Südindien und mit ihren Götzentempeln ein heiliger Ort des Brahmanismus. Inmitten der alten Stadt erhebt sich ein gegen 300 Fuß hoher Felsen, der von einem Fort gekrönt ist und die ungeheure vom Kavery bewässerte Ebene beherrscht. Dieses »Fort« von Tritschinopoli hat in der Geschichte der englischen Eroberung seine Rolle gespielt. Die steilste Seite des Felsens ist mit langen weißen Streifen versehen, ein Zeichen, dass derselbe dem Dienste indischer Gottheiten geweiht ist. Pagoden finden wir an seinem Fuße, Pagoden steigen seine Seiten hinan, und die Spitze trägt einen monumentalen Schiwatempel, der aus so ungeheuren Granitblöcken aufgeführt ist, dass man kaum begreift, wie Menschenhände ohne Maschinen dieselben hinaufbringen konnten. Die Sage hat, um dies zu erklären, ihre Zuflucht zu einem Riesen namens Trissara genommen, der die Steinmassen aufeinandergethürmt haben soll und von dem sich auch der gegenwärtige Name der Stadt herleitet. An die Pagoden am Fuße des Felsens reihen sich die Wohnungen der Brahmanenpriester und ganz neben diesen liegen die verschiedenen Gebäulichkeiten des Jesuitencollegs des heiligen Josef. Tritschinopoli zählt eine christliche Be-



Der Felsen von Trischinopoli.

völkerung von 15.000 Seelen neben ungefähr zweimal soviel Mohammedanern und viermal soviel Heiden, und da die Stadt zudem der Sitz eines katholischen Bischofs und der Centralanstalten der Mission von Madura ist, ist der Katholicismus durch dieselben und das stattliche Colleg daselbst sehr würdig vertreten.

Lenken wir nun unsere Schritte zunächst den Gebäuden des Collegs zu, welche vom Felsen weiter entfernt liegen — wenn jemand in unserer Gesellschaft allzu empfindlich für Hitze wäre, könnten wir allenfalls die kälteste Stunde des kältesten Monates wählen, wo das Thermometer auf 20 Grad Celsius über dem Nullpunkt sinkt und die allerdings leicht bekleideten Inder zu frieren beginnen. — Durch ein schattiges Wäldchen von Cocosbäumen, das dem Besitz den Namen Toppu, das heißt »mit Bäumen bepflanzter Ort«, gegeben, eintretend, gewahren wir links die prächtige, unserer Lieben Frau von Lourdes geweihte Kirche, welche im Jahre 1895, dem goldenen Jubiläumsjahre der Anstalt, zur Vollendung kam, und rechts hinter den Bäumen das dreistöckige, von einem Observatorium gekrönte Wohnhaus der Patres. Unser Weg führt hierauf durch eine Allee an Reisfeldern vorbei, welche von den Bewässerungscanälen des Kavery durchschnitten werden. Wir bemerken weiter zu unserer Linken einen von denselben Canälen gespeisten Teich, in dem die Zöglinge häufig durch ein Bad Erfrischung gegen die indische Hitze suchen, schreiten dann zwischen den Stallungen, den Werkstätten und der Druckerei hindurch und bleiben endlich vor einem einstöckigen, an den vier Ecken mit Thürmchen besetzten Hause stehen. Dies ist das Boarding House oder Pensionat der etwa 170 katholischen internen Zöglinge (siehe Bild Seite 25). Ein großer, schöner Saal im Erdgeschoss und ein zweiter darüber, das ist alles, was es enthält. Der eine der Säle dient als Studien- und Speisesaal, der andere als Schlaf- und Theatersaal, und mehr braucht es nicht für ein indisches Pensionat. In den Studienräumen finden wir die Pulte als unentbehrliche Einrichtung; doch zum Schlafen brauchen die jungen Inder, wie wir bald sehen werden, kein Bett, und für die Mahlzeiten wird kein Tisch gedeckt.

Das Glockenzeichen, das zu Tische ruft, ist gegeben, und damit ist der eine der beiden Säle schon ungefähr zum Speisesaal geworden. Die einzige Vorbereitung, die vonnöthen war, bestand darin, dass man Matten in langen, nebeneinanderlaufenden Reihen auf dem Fußboden ausbreitete und davor in Zwischenräumen große Gefäße mit dem unentbehrlichen indischen Reis aufstellte. Die Zöglinge treten ein, ein jeder mit seinem Teller oder statt dessen mit einem Bananenblatte in der Hand. Nachdem sie stehend das Tischgebet verrichtet haben, lässt sich jeder auf dem ihm angewiesenen Platze auf den Matten nieder und empfängt von dem austheilenden Zögling eine

Portion Reis mit einer stark gewürzten Brühe. Messer und Gabel sind in Indien unbekannte und — wir wollen dies später erklären — selbst gefährliche Dinge; statt ihrer benützt man die Finger der rechten Hand, um Reis und Brühe auf dem Teller zu vermengen und daraus kleine Kügelchen zu formen, die dann aus der Hand in den Mund wandern. Das einzige Getränk, das Wasser, befindet sich in Blechgefäßen, die für je acht oder zehn zugleich dienen und von Mund zu Mund gehen. Doch der Rand des Trinkbechers darf ja nicht die Lippen berühren! Dies wäre eine schlimme Sache, fast eine Sünde im Lande der Kasten. Wer weiß, denkt sich der Inder, ob nicht die Lippen eines Angehörigen einer niedern Kaste den Rand des Bechers berührt haben? Und ist dies der Fall, dann würde ich mir durch eine Berührung eine Verunreinigung zuziehen, die im besten Falle nur durch die vorgeschriebenen Waschungen beseitigt werden könnte. Da aber das Wasser nicht wie der Reis mit den Fingern genommen werden kann, muss ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Sie werfen den Kopf nach rückwärts, heben das Trinkgefäß einen halben Fuß über den Mund und lassen dessen Inhalt in einem Wasserfall herabgleiten, ohne auch nur einen Tropfen des kühlenden Nasses zu vergießen. Selbst Kinder besitzen darin Meisterschaft.

Diese indischen Kastengebräuche führen besonders in einer Erziehungsanstalt zu manchen Sonderlichkeiten. So muss die Austheilung der Speisen stets so stattfinden, dass jedes Kind dieselben von einem andern erhält, das einer höhern oder wenigstens derselben Kaste angehört. Etwas genießen, was ein Mitglied einer niederern Kaste bereitet hat, würde unnachsichtlich den Ausschluss aus der eigenen Kaste und damit aus allen Kasten, das heißt aus der indischen Gesellschaft, nach sich ziehen. Es muss daher darauf geachtet werden, dass die Köche und Bediensteten der Anstalt immer den höhern Kasten der Vellagen und Kaller angehören. Und wäre gar ein Brahmane unter den Zöglingen, so könnte derselbe nicht mit andern als wiederum mit Brahmanen zu Tische sitzen. Ein externer Schüler des Collegs, der einer der höchsten Sudra-Kasten entstammte, musste deshalb, um in einem der Clubs, in denen die 700 bis 800 Brahmanen-Externisten speisen, zugelassen zu werden, warten, bis seine edlen Mitschüler ihr Mahl vollendet hatten, und da diese sich nicht sonderlich beeilten, konnte er oft erst um 3 Uhr nachmittags zu Mittag essen. Er gestand einem Pater, dass seine Gesundheit darunter leide, und als dieser seinen Unwillen über eine solche Unsitte äußerte, antwortete der Sudra, als ob dies etwas ganz Selbstverständliches wäre: »Die Brahmanen sind unsere Obern.«

Wenn die Zöglinge ihr Mahl vollendet haben, trägt jeder, der einen Teller gebraucht, denselben zu einem naheliegenden Brunnen, um ihn dort

abzuspülen, und sobald hierauf die Matten zusammengerollt sind, hat der Raum jedes Gepräge eines Speisesaales wieder verloren.

Folgen wir nun den Zöglingen in den obern Saal. Ist die Stunde des Schlafengehens gekommen, so bringt jeder derselben seine Matte und sein Kopfkissen herbei und nimmt von einem 5 bis 6 Fuß langen und 3 bis 4 Fuß breiten Platze Besitz, auf dem er die Matte ausbreitet und sich, ohne sich auszukleiden, zum Schlafe des Gerechten ausstreckt. Man behauptet, dass die Inder zu den besten Schläfern der Welt gehören. In Tritschinopoli benützt man diese Eigenschaft, wie den Umstand, dass Lärm sie in heitere Laune versetzt, zu einem merkwürdigen Wecksignal an Festtagen: zur festgesetzten Stunde wird mitten im Schlafsaal ein Pöller abgebrannt. Für gewöhnlich ruft die Glocke die Schläfer wieder zum Leben, worauf dieselben ihre malerische Kleidung und den unvermeidlichen Haarschopf bald in Ordnung gebracht haben.

Auf ein kurzes Studium folgt die heilige Messe, in der die Zöglinge, wie in den Collegien Europas, den Segen Gottes auf den beginnenden Tag herabflehen. Sie zeigen dabei denselben Eifer wie die Christen der Missionsgemeinden, welche nach Gelegenheit auch an Wochentagen fast vollzählig beim heiligen Opfer erscheinen, und äußern wie diese ihre Andacht auf laute Weise. Doch versichert man uns, dass sie in dieser letztern Beziehung weit hinter den Christen der Landgemeinden zurückbleiben.

Den Christen der Missionsstationen genügt es nicht, sich von Zeit zu Zeit der ganzen Länge nach auf dem Boden auszustrecken, an Stirne und Brust zu klopfen und während der ganzen Dauer des heiligen Opfers laut zu beten und zu singen, sondern alle Glocken der Kirche oder des Kirchleins müssen zugleich erschallen. Wenn der Glöckner aus Zerstreutheit nicht sofort läutet, ruft man gleich von zehn Plätzen der Kirche: »Die Glocke, die Glocke, läuten, läuten!« Ohne diesen Lärm gibt es für den Hindu von Madura keine Messe. Dabei lieben sie es, in ihren Kirchen eine große Zahl von Schellen zu haben, außer der großen Glocke, welche sich jede Gemeinde anschafft, sobald die Mittel dazu vorhanden sind. Und man glaube ja nicht, dass sie die letztere wie wir außer der Kirche in einem Thurme anbringen, dann würde ja vieles von dem Ohrenkitzel verloren gehen: nein, die große Glocke wird mitten in der Kirche aufgehängt und ertönt da mächtig während des Gottesdienstes zugleich mit Gesang und Gebet. Sieht man es ferner bei uns nicht gerne, dass kleine Kinder in die Kirche gebracht werden, so wohnt in Madura kaum eine Frau ohne das eine oder das andere Kind der Messe bei. Wenn sie kein Kind hat, leiht sie sich eines von der Nachbarin aus. Ein Missionär versichert uns, dass manche Mütter soweit gehen, ihre Säuglinge ein wenig zu zwicken, nicht aus Grausamkeit, sondern aus

mütterlichem Stolze, um durch das dadurch erzielte Schreien und Weinen der Kinder zu zeigen, dass sie auch eines haben. Zu den Kinderstimmen, dem Gesange der Menge, dem Schalle der Glocken und Glöcklein gesellt sich manchmal noch der Klang von Cymbeln, Trommeln und Trompeten und an sehr hohen Festtagen noch der Lärm von Pöllern und das Knattern von Raketen. Man begreift, dass ein europäisches Trommelfell sich nur allmählich an diese Äußerungen indischer Andacht gewöhnt; doch kommt alles aus warmen, gläubigen Herzen.

Kehren wir nun zu den Zöglingen zurück, die sich, wie gesagt, in den äußern Acten ihrer Andacht etwas mäßigen.

Um 10 Uhr beginnen die Schulstunden, somit allerdings zugleich mit der heißesten Zeit des Tages, aber man muss eben den zahlreichen, in der Ferne wohnenden Schülern Zeit lassen, um recht kommen zu können. Der Unterricht wird für die höhern Classen in einem nahe beim Boarding House gelegenen Gebäude gehalten, das überdies das Physik- und Chemie-Cabinet, die Bibliothek und ein Lesezimmer enthält; für die niedern Classen findet derselbe in den am Fuße des Felsens gelegenen Gebäuden statt. Hier haben sich bereits seit halb 9 Uhr 400 bis 500 Externisten in einem großen Saale versammelt, um sich bis 10 Uhr (ebenso wie nachmittags von halb 2 bis halb 3 Uhr) in einem wirren Gesumme von Stimmen auf die Schule vorzubereiten.

Folgendes ist die Beschreibung, die ein früherer Externatspräfect, P. Boutelant, von dieser Stunde entwirft: »Stellen Sie sich einen Saal vor: 70 Meter lang, 17 Meter breit und 16 Meter hoch; 100 Tische sind in zwei Reihen aufgestellt, der Katheder befindet sich in der Mitte und an den Tischen eine Menge menschlicher Wesen, die einen weiß, die andern schwarz u. s. w., Europäer, Topas, Brahmanen, Türken, Parias, nichts fehlt. Alter und Kleidung sind ebenso verschieden wie die Hautfarbe. Ich habe da Kinder von viereinhalb Jahren; wenn ich ihnen sage, dass sie lernen sollen, so verbergen sie die eine Hälfte des Gesichtes mit ihrem Buche und blicken mich mit der andern lachend an. Neben ihnen sind große Familienväter mit mächtigem Barte zu sehen. Und ein jeder schreit wie ein General, der 4000 Mann befehligt.«

Hierauf vertheilen sich die Schüler in die Schulzimmer, und der Unterricht beginnt mit einem Gebet, bei dem die 50 bis 100 heidnischen Schüler einer jeden Classe stehend ein ehrfurchtsvolles Schweigen beobachten. Dann nehmen sie auf den Bänken Platz, sich auf die Fersen kauernd, den Kopf auf die Knie gestützt oder in einer andern orientalischen Stellung den Professor anstarrend. Von vielen Stirnen glänzt demselben ein abscheuliches buntfarbiges Zeichen entgegen, das seine Träger als besondere Anbeter

Schiwas oder Wischnus kennzeichnet. Sie folgen dem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Lehrplan der Anstalt geleitet die Schüler in 13 Jahrgängen von den Anfangsgründen des Buchstabierens bis in die luftigen Höhen der Differentialrechnung. Diese 13 Jahre vertheilen sich auf 5 Stufen, von denen jede mit einer vor einer staatlichen Commission zu bestehenden Prüfung abschließt. Die vier ersten Classen bilden die Elementar- oder Volksschule (Lower School); Kinder von 7 bis 10 Jahren lernen da Lesen, Schreiben, Rechnen u. dgl. und werden im Englischen sowie in der Landessprache, dem Tamil, unterrichtet. Die drei folgenden Classen führen den Namen Mittelschule (Middle School) und die achte und neunte den der Hochschule (High School), während die letzten vier Jahrgänge das eigentliche höhere College (alles im englischen Sinne) bilden. Sobald man aus der Volks- in die Mittelschule übertritt, muss man nach dem Regierungsprogramm neben dem obligaten Englisch eine zweite unter den vier Sprachen Hindustani, Tamil[1], Sanskrit und Lateinisch auswählen, von denen in Tritschinopoli die drei letztern gelehrt werden. Die andern Lehrfächer sind Mathematik, Physik, Geschichte, Logik u. s. w.

Die Prüfung, mit der die höchsten Classen der Anstalt abschließen, ertheilt den akademischen Grad eines Bachelor of Arts (Baccalaureus). Bei derselben hat der Candidat neben jenen zwei Sprachen die Wahl unter drei Fächergruppen, nämlich höhere Mathematik oder Mathematik und Physik oder Geschichte und Philologie. Wir stehen damit schon auf dem Boden unseres Universitätsstudiums; so liegt das uns vorliegende Prüfungsprogramm von 1890 für die erste Gruppe schon vollständig außerhalb unseres Gymnasiallehrplanes. Mehrere Zöglinge des St. Josefs-Collegs haben überdies durch Fortsetzung ihrer Studien nach dem Austritte aus der Anstalt den Doctorgrad der indischen Universitäten, den eines Master of Arts, erlangt.

Der indische Volksstamm besitzt alle geistigen Anlagen, die übrigens ein solcher Lehrplan und die thatsächlich erzielten Erfolge voraussetzen. Weit entfernt, das Folgende von allen Schichten dieses Mischvolkes gleich-

[1] Die Tamil-Sprache, welche im südlichen Indien an der Malabar- und Koromandelküste von ungefähr 13 Millionen Menschen gesprochen wird, gilt als Muster des großen drawidischen Zweiges der agglutinierenden Sprachen. Neben dem Sanskrit, mit dem sie sich hier in derselben Anstalt vereint findet und das bekanntlich der älteste Vertreter des indogermanischen Zweiges der flectierenden Sprachen (und als frühere Sprache der arischen Inder auch die der heiligen indischen Bücher und der alten indischen Literatur) ist, ist darum auch die Tamil-Sprache von hohem Interesse für den Philologen. Das aus dem Sanskrit abgeleitete Hindustani wird in Indien von ungefähr 150 Millionen gesprochen und wird immer mehr zur Universalsprache.

mäßig verstehen oder von einem Ende des ungeheuren Landes auf das andere übertragen zu wollen, geben wir damit nur wieder, was Männer berichten, die in Tritschinopoli selbst unterrichtet haben. So erzählt einer derselben aus seiner Lehrthätigkeit, unter den Zöglingen nicht selten gefunden zu haben, was wir »ein Wunder von Gedächtnis« nennen würden. Er sah Multiplicationen mit mehreren Factoren, algebraische und trigonometrische Umrechnungen im Nu im Kopfe ausrechnen. Ohne in dem gleichen Grade ungewöhnlich zu sein, zeichnet sich das Denken der Inder durch eine ganz besondere Feinheit und Schärfe aus. Im Anfang des 17. Jahrhunderts berichtet der berühmte Brahmanen-Apostel P. Robert de Nobili S. J. über eine von 10.000 Hörern besuchte hohe Schule in Madura, in der hochphilosophische Fragen, wie über die Gewissheit und die Gesetze des Denkens u. dgl., behandelt wurden. Trotz aller Irrthümer, welche der christliche Philosoph in diesem von de Nobili uns aufbewahrten Vorlesungsprogramm finden mag, scheint es gewiss, dass die Inder hierin hoch über andern Völkern stehen. Als weniger bemerkenswert werden ihre Anlagen für Musik, Malerei und überhaupt für Verständnis ästhetischen Genusses geschildert, und die jetzigen Inder scheinen hierin zurückzustehen gegen ihre Vorfahren, welche vor Jahrtausenden das Ramayana und Mahabharata dichteten.

Zu dieser günstigen Begabung gesellt sich allerdings bei den jungen Indern ein großer Studieneifer oder, besser gesagt, eine wahre Leidenschaft für die Wissenschaft. Die Triebfeder hierzu ist neben angeborner Wissbegierde vor allem die eiserne Nothwendigkeit, sich eine Lebensstellung zu erringen. Für die jungen Brahmanen zumal ist es eine Ehrensache, den durch die Fremdherrschaft gefährdeten Nimbus ihrer Kaste dadurch wieder zu heben, dass sie die ihnen zugänglichen Stellen in der Colonialverwaltung einnehmen.

Einige Züge aus dem Collegsleben mögen den hohen Grad dieses Studieneifers darthun.

Eines Tages sah einer der Professoren einen jungen Brahmanen mit klaren Anzeichen heftigen Fiebers die Schule betreten und rieth demselben, wieder heimzugehen. Auf die Weigerung des Schülers wiederholte der Pater seinen Rath. Doch der junge Brahmane entgegnete: »Ich beschwöre Sie, Hochwürden, schicken Sie mich nicht fort, denn ich brauche Ihre Vorlesungen, um die nahe Prüfung bestehen zu können.« Am folgenden Tage kam der junge Mann wieder, und zwar sichtlich matter als am vorhergehenden, und erwiderte auf neue Vorstellungen mit aller Ehrfurcht: »Ich habe mir Entbehrungen auferlegt, um das Schulgeld aufbringen zu können; Sie können mir darum nicht ohne Unbilligkeit den Schulbesuch untersagen.«

Um diese Antwort zu verstehen, muſs man wissen, daſs die jungen Inder groſsentheils selbst für die Kosten ihrer Erziehung aufzukommen haben, viele unter ihnen sind selbst schon Familienväter[1].

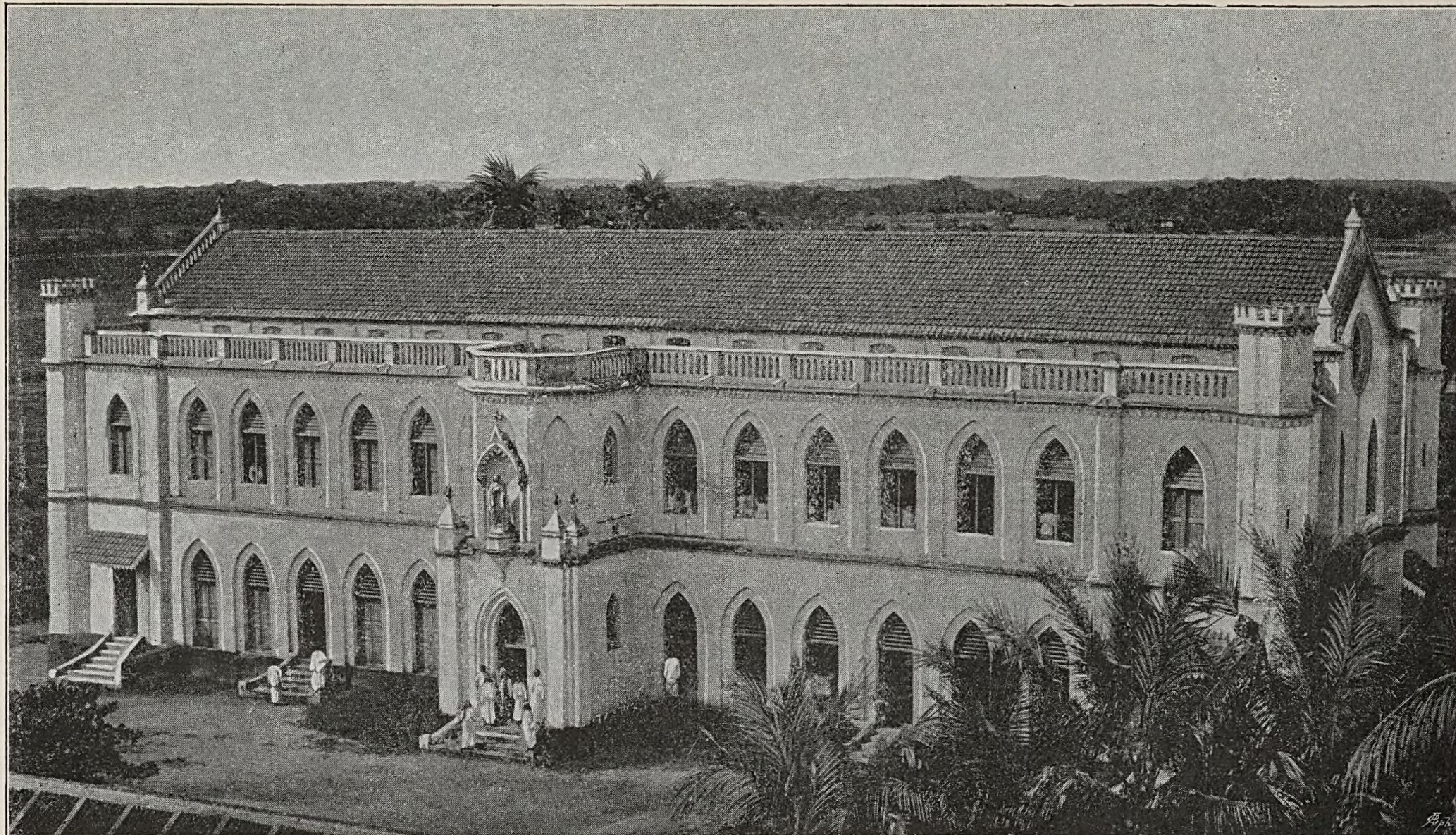
Gegen das Ende der Ferien sieht man manche dieser jungen Leute ohne einen Heller in der Tasche nach Tritschinopoli kommen. Sie besuchen der Reihe nach das heidnische, das protestantische und das katholische Collegium, und nachdem sie mit den Professoren gesprochen und von den Schülern Erkundigungen über die Anstalten eingezogen, wählen sie diejenige, welche ihnen als die beste erscheint. Dann gilt es, durch Sammeln, Ausleihen oder auch durch Übernahme von Dienstleistungen bei Reichern das mäßige, vom Staate festgesetzte Schulgeld wenigstens für die ersten Monate zu beschaffen. Ist dies geschehen, so nehmen sie schleunigst ihren Platz auf der Schulbank ein.

Ein junger Inder blieb einst während mehrerer Tage außerhalb des Schulzimmers bei offener Thüre oder offenem Fenster stehen, um so, ohne Zeit für die Studien zu verlieren, seinen künftigen Professor erst kennen zu lernen. Hätte dieser die Prüfung nicht bestanden, so wäre noch Zeit genug gewesen, um an eine andere Thüre zu klopfen.

Dieser Arbeitseifer verleiht einem großen indischen Collegium ein eigenartiges Gepräge. Außerhalb der Schulstunden trifft man überall in den langen, von südlichem Lichte durchfluteten Gängen des Hauses und rings um die Pfeiler der Verandas die Zöglinge, die einzeln oder in Gruppen auf und ab gehen, sich Notizen machend oder mit lauter Stimme in ihren Büchern lesend und die gehörten Vorlesungen wiederholend. Die Gewohnheit macht sie taub für das Gemurmel ihres Nachbars neben ihnen. Selten kommt es vor, daſs ein Kichern aus dem Gesumme der sich vermengenden Stimmen herausklingt, und in der Regel ist weder Präfect noch Professor vonnöthen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten oder den Eifer anzufachen. Auf die gleiche Weise macht man außer dem Hause in dem von den auswärtigen Schülern bewohnten Stadttheile kaum einen Schritt, ohne einem der „students“ mit einem Buche oder einem Hefte in der Hand zu begegnen.

---

[1] Bekanntlich werden in Indien die Heiraten viel früher als bei uns abgeschlossen. An diesen Umstand knüpft sich folgende Anekdote. Eines Tages erschien ein 14jähriger Schüler mit seinem Großvater, einem alten Brahmanen (letzterer in großer Uniform, das heißt bis zum Gürtel entblößt), beim Studienpräfecten und bat wegen einer Hochzeit um einen einmonatlichen Urlaub. Da der Zögling schon wiederholt wegen einer Hochzeit abwesend war, verweigerte der Pater die Erlaubnis mit den Worten: »Diesmal wird die Hochzeit ohne ihn auch von statten gehen.« — »O nein,« war die Antwort des Alten, »denn diesmal ist ja er es, der heiratet.« Die Braut war ganze sechs Jahre alt.



Das Boarding House.
Katholisches Pensionat des Jesuitencollegs von Tritschinopoli.

Beim Herannahen der Prüfungen, welche im December und Januar stattfinden, verdoppelt sich, wie überall, der Eifer. Dann, wenn je, kommen die Externisten in ihren kleinen Zimmerchen zusammen, um, auf Matten hingestreckt, ihre Augen beim Scheine einer Cocosöllampe abzumühen bis tief in die dunkle Nacht hinein, die in diesen Gegenden leider so frühzeitig anbricht.

Die katholischen Zöglinge — es sind ihrer ungefähr 300 — thun noch etwas Besseres, um den Erfolg ihrer emsigen Arbeit zu sichern. Sie stellen ihre Prüfungen durch eine neuntägige Andacht unter den Schutz des Hauspatrons, des hl. Josef, und die Erfahrung lehrt, dass ihr Vertrauen nicht zuschanden wird; denn die Zahl der katholischen Zöglinge, welche die Prüfungen bestehen, ist verhältnismäßig viel größer als die der heidnischen und selbst der Brahmanen, obwohl letztere ihnen gewiss nicht nachstehen, weder an Begabung noch an Arbeitsamkeit. Und kaum haben diese jungen Christen die Mühen des Schuljahres und der Prüfung hinter sich, so widmen sie, statt mit den übrigen sogleich die wohlverdienten Ferien zu beginnen, volle 8 Tage den geistlichen Übungen. Der beschauliche Zug des indischen Volkscharakters ist hierin nicht zu verkennen; aber derselbe kann nur ein glücklicher genannt werden.

II.

Die Marianische Congregation von Tritschinopoli.

Jedem, der ein Jesuitencollegium besucht, tritt bald der wohlthuende Hauch warmer Marienverehrung entgegen, der ein Merkmal der Jesuitenerziehung bildet. In der That kann kaum etwas dem Jünglinge mehr zu treuer Pflichterfüllung auf Grund eigenen Wollens verhelfen und kann ihm keine bessere Gabe auf den Lebensweg mitgegeben werden, als eben diese Andacht. Diesen 300 Jahre umfassenden Überlieferungen ihres Ordens getreu, sind auch die Patres von Tritschinopoli bestrebt, den Herzen der ihrer Obhut anvertrauten Jugend eine warme Verehrung zur hehren Gottesmutter einzuflößen, und wir knüpfen darum an diesen hervorstechenden Zug der Jesuiten-Erziehung an, um die hohe Bedeutung darzulegen, welche das große indische Colleg zunächst für den katholischen Theil seiner Zöglinge besitzt.

Als im Jahre 1883 die Cholera in Indien wüthete und unter Patres und Zöglingen ihre Opfer forderte, nahmen dieselben ihre Zuflucht zum göttlichen Herzen und zur allerseligsten Jungfrau. Die Anstalt weihte sich beiden auf feierliche Weise und gelobte, jährlich je einen Monat ihrer besondern Verehrung zu widmen. Da sich die Zöglinge während des Mai in den Ferien befinden, wurde der Monat August als Marienmonat des Collegs ausersehen.

Am Vorabend des 1. August findet die feierliche Eröffnung statt durch Errichtung des »Marienbaumes«. Auf dem Erholungsplatze der Zöglinge wird ein etliche zwanzig Meter hoher Mast aufgepflanzt, fest in die Erde eingerammt und nach allen Seiten hin mit Seilen befestigt. Ist dies geschehen, so nahen sich die Zöglinge in feierlichem Zuge; das Banner Mariä weht an ihrer Spitze, und ein Pater im Chorrock schließt die Schar, die nun in einem großen Kreise um den Mastbaum Platz nimmt. Nach einigen frommen Gesängen wird die Fahne gesegnet und in einem Nu auf

der Spitze der Stange aufgehisst. Die Zöglinge schlagen nach indischem Brauche die Hände aneinander, um das Wahrzeichen Mariä zu begrüßen, das hoch oben zwischen Himmel und Erde flattert, und sinken auf die Knie, um mit lauter Stimme das Salve Regina zu beten.

Der Monat Mariä ist damit begonnen, und der Marienbaum mit seiner Fahne erinnert die Zöglinge während seiner Dauer, dass jeder Tag desselben der Gottesmutter gehört. Gott allein kennt die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Tugendübungen, welche diese jungen Schützlinge Mariä ihr während des Monates in edlem Wetteifer darbringen.

Noch feierlicher gestaltet sich die Schlussfeier des Monates. Am Morgen des letzten Tages wird die heilige Messe mit besonderem Gepränge gefeiert. Die Ministranten in ihren schönsten Gewändern umgeben den Altar, die Musiker spielen ihre schönsten Weisen und alle Zöglinge treten zum Tische des Herrn. Während des Tages versammeln sich Patres und Zöglinge zu einer literarischen Feier. Geschart um ein Bild Mariä, das inmitten von Blumen thront, feiern die Vertreter aller Classen in vier oder fünf Sprachen deren Lob. In einer Reihe von Vorträgen und Vorlesungen, von Gesängen und Dialogen treten bald kleine Geschöpfe auf, die kaum erst das Stammeln verlernt haben, bald junge Leute, die bereits die Palmen der Universität von Madras davongetragen haben, ja alte Zöglinge, die es als eine kostbare Auszeichnung ansehen, der Himmelskönigin diesen Zoll ihrer Verehrung darbringen zu dürfen, mischen sich unter sie.

Bei einbrechender Nacht entfaltet sich ein prächtiges Schauspiel, eine Procession bei Fackelschein, durch welche die Zöglinge im Angesichte der großen heidnischen Stadt ihren katholischen Glauben und ihre unentwegte Liebe zu Maria bekennen. Ein Zögling eröffnet, von zwei Akolythen umgeben, den Zug mit dem Kreuze. An ihn schließen sich die katholischen Zöglinge, Pensionäre und Externisten, jeder mit einem Fähnchen in der Hand; in Zwischenräumen flattern die Banner des göttlichen Herzens, der seligsten Jungfrau, des heiligen Josef und des heiligen Michael. Auf sie folgen, sich langsam feierlich weiterbewegend, die sogenannten »Sapram«, zwei mächtige Pyramiden oder Thürme, die auf den kräftigen Schultern von je 12 bis 16 Christen ruhen. Auf dem ersten, kleinern Sapram befindet sich die von Blumen umgebene Statue des heiligen Josef; auf dem zweiten, größern, der durch seinen geschmackvollen Bau, seine ungeheure Größe und seine Vergoldung aller Augen auf sich zieht, thront das Standbild Mariä mild und majestätisch und herrlicher geschmückt. Es folgt der Gesangchor, der nacheinander die Lauretanische Litanei, das Ave Maris stella, ein Lied in der Tamilsprache u. s. w. anstimmt. Hinter dem-

selben schreitet der celebrierende Priester, und nach ihm drängt sich das gläubige Volk, dem viele Heiden sich zugesellen. Zwei Reihen von Fackeln und zuweilen bengalisches Feuer, das die Nacht in hellen Tag verwandelt, leuchten der Procession auf ihrem Wege. Während des ganzen Umzuges, der durch die am meisten von Heiden bewohnten und volkreichsten Straßen während voller zwei Stunden stattfindet, läuten die Glocken in vollem Schwunge; unaufhörlich krachen Pöller und Petarden; sprühende Feuergarben wachsen mitten aus dem Wege hervor, und Raketen durchschneiden die Luft, um in tausendfarbigem Diamantregen zu Boden zu fallen. Von Zeit zu Zeit zieht die Procession durch von den Christen errichtete Baldachine und Triumphbögen. Auf ein gegebenes Zeichen halten die Träger der Marienstatue inne, und es erscheint durch eine Vorrichtung ein Engel mit einem Blumenstrauß oder einer Taube mit einem Kranz im Schnabel, um denselben der Gottesmutter darzubringen. Endlich kehrt der Zug wieder zur Kirche zurück, wo der Segen mit dem Allerheiligsten ertheilt wird.

Eine solche Prachtentfaltung ist für orientalische Verhältnisse berechnet, und sie verfehlt ihre Wirkung nicht. Die anwohnenden Brahmanen hatten die Procession in Massen umringt. Nun, nachdem dieselbe in die Kirche wieder eingezogen, drängen sie sich an Thüren und Fenstern und werfen sehnsüchtige Blicke in ihr geheimnisvolles Innere und auf jenen im Lichtglanze strahlenden Altar, zu dem aller Augen und Herzen sich wenden. Und was mag im Innern dieser armen Heiden vor sich gehen, wenn dann beim Klange des Glöckleins die Gläubigen, ihre Stammesgenossen, ihre Mitschüler, sich mit sichtlicher Ehrfurcht tief zur Erde neigen, um den Segen des eucharistischen Heilandes zu empfangen und ihn mit Andacht anzubeten, während sie, unwissend, um was es sich handelt, draußen stehen, kalt und fremd vor ihrem Gotte? Gewiss, auch an diesem Tage erfüllt das St. Josefs-Colleg seine doppelte Aufgabe: für Christen und für Heiden, um jene dem Heilande zu bewahren und diese zu ihm zu führen.

Ein Feuerwerk beschließt diesen schönen Tag und damit den Monat Mariä.

Sind schon so schöne Feste dazu angethan, die empfänglichen Herzen der jungen Südinder mit warmer Liebe zur Gottesmutter zu erfüllen, so gilt dies in weit höherem Maße von jener Schule wahrer Marienverehrung, von der Marianischen Congregation[1].

Einige Jahre nach Gründung der Anstalt — am 2. Mai 1852 — trat auf Anregung P. Eyrauds eine Marianische Sodalität unter den katho-

[1] Die Marianische Congregation (oder Sodalität) ist ein fest organisierter, religiöser Verein (keine bloße fromme Bruderschaft), der im 16. Jahrhundert in einem italienischen Jesuitencolleg entstand und seitdem zunächst unter der studierenden Jugend in den Erziehungsanstalten des Ordens, aber auch außerhalb derselben durch

lischen Zöglingen ins Leben. Fünf auserlesene junge Leute, feurige Söhne des heißen Südens, bildeten den Grundstock derselben, und es spricht gewiss nicht zu ihren Ungunsten, dass alle fünf später von Gott zum Ordensstande berufen wurden, einer in die einheimische Genossenschaft der Sonniassii (Religiosen der schmerzhaften Mutter Gottes), die übrigen in die Gesellschaft Jesu.

Die Sodalität sah bald die Zahl ihrer Mitglieder wachsen. Noch in demselben Jahre kamen zwölf neue hinzu, nach sechs Jahren — der Umfang des Collegs war damals viel bescheidener — belief sich ihre Zahl auf 40. Heute, nach 40 Jahren, gibt es unter den mehr als 100 Zöglingen der größern Division allein an 80 Sodalen, und hat die Congregation schon einige hundert Namen im Klange der indischen Idiome oder in der Sprache der Portugiesen, der alten Herren des Landes, in ihr Verzeichnis eingetragen [1].

Was mag aus allen geworden sein?

Die große Mehrzahl der Sodalen von Tritschinopoli hat sich über den südwestlichen Theil der vorderindischen Halbinsel zerstreut und ist in den Kampf des Lebens eingetreten. Gegen dreißig von ihnen dienen Gott in der Gesellschaft Jesu, eine noch beträchtlichere Zahl gehören dem gottgeweihten Stande der katholischen Priester in verschiedenen indischen Diöcesen an, und einige sind als Katechisten kostbare Stützen der Heidenmissionäre. Die meisten Sodalen hingegen leben in verschiedenen weltlichen Berufen, namentlich im Dienste der englischen Verwaltung. Manche unter diesen nehmen bereits

---

besondere Pflege der Marienverehrung die im Eingange dieses Capitels erwähnte Thätigkeit entfaltet. In ihrer schon drei Jahrhunderte umfassenden Wirksamkeit und in den gerade darauf beruhenden Angriffen der Gegner hat sie längst ihre Apologie gefunden. Was wir in diesem Capitel erzählen, ist nur eine Episode ihrer ruhmvollen Geschichte.

[1]) Als Beispiel möge hier ein Sodalenverzeichnis aus dem Jahre 1889 folgen:

Sodalitas B. V. Mariae sub titulo Immaculatae Conceptionis
in Collegio Sancti Josephi Trichinopolensi.
3. Martii 1889.

PRAEFECTUS.
C. C. Duraiswami.

I. ASSISTENS.	II. ASSISTENS.
Gabriel Miranda, *Mag. Nov.*	T. T. Tambia Pillai.

CONSULTORES.

V. Gnanaprakasam, *Secret.*	A. Arulanandam.
S. A. Arulanandam, *Depos.*	D. Divianathan.
A. Selvanathan.	A. Antony.

OFFICIALES.

A. Tambiswami, *Lector.*	P. Maria Susai, *Aedit.*
C. Saverinathan, „	Maria Gnanaprakasam, *Jan.*

höhere Stellungen ein. Alle aber sind, mit geringen Ausnahmen, treue Diener Mariä und eifrige Katholiken geblieben. Wenn schon von den übrigen eingebornen Christen der Mission so herrliche Züge von Tugend und namentlich von glühendem Seeleneifer, mit dem dieselben den oft ferne weilenden Priester ersetzen, berichtet werden, wie sollte man nicht noch Besseres von Sodalen erwarten, denen unter dem Schutze Mariä die volle Wohlthat einer katholischen Erziehung zutheil geworden?

Einige Lebensbilder, die wir aus vielen hervorheben, mögen uns dessen zunächst vergewissern.

Ein Sodale aus der Kaste der Paraver, namens Augustinus, übt schon seit Jahren ein bescheidenes, aber segensreiches Laienapostolat in der Mission aus. Er entbehrte der nöthigen Geistesanlagen, um auch nur zu dem Matriculationsexamen zugelassen werden zu können. Aber um so höher glänzte an ihm Tugend und Frömmigkeit, die ihm in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Mitschüler eintrugen und ihm selbst ein gewisses Ansehen über sie verliehen. Es kam die Zeit der Standeswahl, und Augustinus entschloss sich, den Obern der Mission sich zur Verfügung zu stellen. Doch seine Bitte musste in Anbetracht seiner Abkunft abgeschlagen werden. Die Paraver gelten als eine niedrige Kaste. Da nun die höhern Kasten eine Berührung mit den niedern und verachteten ängstlich vermeiden, und auch die letztern diese Unterordnung als etwas Selbstverständliches ansehen, würde die Priesterwürde durch Zulassung eines Paraver zu den heiligen Weihen oder nur zu enger Lebensgemeinschaft mit den Missionären in den Augen beider an Wertschätzung verlieren und so der Ausbreitung der christlichen Religion ein Hindernis erwachsen. Augustin wurde jedoch durch die abschlägige Antwort in seinem Entschlusse nicht irre und entschied

---

SODALES.

D. Arulanandaswami.	T. A. Ponnuswami.	Emmanuel.
C. Chinnappah.	V. A. Arulswami.	S. Maria Susai.
I. Saverimuttu.	D. V. Saverimuttu.	P. Singarayan.
T. F. Gnanaprakasam.	D. Allegianathan.	
Salvador Miranda.	Stephen Rodriguez.	*Nuper Admissi.*
A. Ayyaswami, *Ap. or.* 1., 2. *et* 3. *Gr.*	A. J. Saldanha.	
	B. S. Susai.	A. Josef.
A. Arumainathan.	M. Arulanandam.	Gaetan Gomez.
D. Maria Susai.	L. Diaz.	G. Susaiappen.
G. Gomez.	M. P. Arokiaswami.	P. Arokiaswami.
I. Amaladas.	M. Susai.	A. Saverimuttu.
S. Bhagyam.	A. Rethinam.	S. Maria Savery.
R. Guruswami.	S. M. Ponnuswami.	P. S. Muthu.
S. Pappiah.	M. J. Diaz.	A. Swaminathan.
S. Mariamuttu.	S. Santiago.	T. C. Maria Susai.

sich, als Laie dem Dienste der Missionäre sich zu weihen. Er wurde einem der Missionäre zugetheilt und ist demselben eine kostbare Stütze geworden. Zu allem bereit, wo es gilt, Gutes zu stiften, entfaltet er bald als Schullehrer, bald als Schulinspector, dann wieder durch Unterricht der Christen und der Heiden, durch Schlichtung von Feindschaften oder durch Bekämpfung der protestantischen Sendlinge, deren Irrthümer er aufdeckt, eine segensreiche Thätigkeit und verlangt nichts weiter, als bis zu seinem Lebensende in dieser Stellung zu verharren.

In einem andern Zögling in Schinnasamy gesellt sich zu den Tugenden eines Sodalen der Vorzug glänzender Begabung. Nachdem derselbe im Jahre 1877 als der erste Zögling des St. Josefs-Collegs den Grad eines Baccalaureus (Bachelor of Arts) erlangt hatte, entschloss er sich, noch einmal auf den Kampfplatz zu treten, um den höchsten akademischen Grad der Universität, den eines Master of Arts, zu erobern. Der Beweggrund, der ihn zu diesem Schritte bestimmte, mag etwas sonderbar erscheinen, bezeugt aber gewiss seine warme Liebe zur Himmelskönigin. Er hatte nämlich in den zwei Buchstaben A. M., welche die gebräuchliche Abkürzung dieses Doctortitels bilden, die Anfangsbuchstaben der ersten Worte des Englischen Grußes, »Ave Maria«, erblickt und brannte seitdem von Verlangen, dieselben neben seinen Namen setzen zu dürfen. Voll Vertrauen auf seine Beschützerin stellte er sich in Madras zur gefürchteten Prüfung und trug die Siegespalme davon. Am folgenden Tage ließ er ein mit reichen Verzierungen ausgestattetes Rundschreiben an alle seine Freunde und Bekannten drucken, in dem er alle Ehre des Erfolges nach seiner urwüchsigen Weise in dithyrambenhafter Sprache Maria zuschrieb.

In noch höherem Maße erscheint in einem dritten Sodalen, L. Swamikannu, der Bund von Tugend und Wissenschaft. Derselbe war durch 8 oder 9 Jahre im Colleg ein Vorbild für seine Mitschüler. Währenddessen und nachher durchlief er die ganze Reihe der akademischen Grade und errang in den hierzu nöthigen Prüfungen öfters den ersten Platz und jedesmal die erste Classe, was noch keinem der zahlreichen Bewerber geglückt war, die bis dahin, während 30 Jahren, wissenschaftliche Lorbeeren in Madras gesucht hatten. Seitdem war es den Patres vergönnt, zu sehen, dass Swamikannu auch nach seinen Erfolgen ein pflichttreuer Katholik geblieben; denn er weilte einige Jahre hindurch in ihrer Mitte als Professor der englischen Literatur in den obersten Classen der Anstalt, ein Amt, das er schon 1889, kaum 22 Jahre alt, innehatte. Seitdem ist er in den Dienst der Colonialregierung getreten und nimmt (er ist auch Bachelor in Law) in der Finanzverwaltung der Präsidentschaft eine höhere Stellung ein. Das Vertrauen seiner frühern Mitzöglinge berief ihn an die Spitze des Vereines



Zwei Zöglinge des Jesuiten-Collegs von Tritschinopoli.
(Ein Brahmane und ein Vellage.)

der alten Zöglinge von Tritschinopoli, dessen Jahresberichte er verfasst und dem sein Einfluss zugute kommt.

Wir thaten dieser einzelnen Namen nicht deshalb Erwähnung, als ob wir uns scheuen müssten, die alten Sodalen von Tritschinopoli in vollen Reihen vor den Augen unserer Leser vorüberziehen zu lassen. Wir wollen dies jetzt thun, indem wir einige der indischen Städte besuchen, in denen, dank ihrer immer wachsenden Zahl, sich mehrere derselben vereint und somit in der Lage finden, die alten Bande der Kameradschaft und der Congregation noch enger zu knüpfen.

Am Südende der indischen Halbinsel hebt sich Tutikorin, eine bedeutendere Hafen- und Handelsstadt, vom Meere ab. Ihre Häuser verstecken sich zwischen Palm- und Cocosbäumen wie die Vogelnester in üppigem Buschwerk. Ein »Gemisch von Wald, Land und Stadt« nennt ja ein Reisender die indischen Städte. Tutikorin ist der Hauptort des kleinen Volkes der Paraver, deren König, jetzt allerdings ein Schattenfürst, daselbst seinen Sitz hat. Hier entfaltete im Jahre 1543 der Apostel von Indien, der hl. Franz Xaver, seine Thätigkeit, und es gelang ihm, den ganzen Volksstamm endgiltig für den wahren Glauben zu gewinnen. Derselbe zählte nie mehr als 50.000 Seelen, aber seit den Tagen des hl. Franz Xaver hat es in seiner Mitte weder Heide noch Muselmann noch Protestant gegeben. Die Paraver haben während dieser dreihundert Jahre in den Verfolgungen, die sie von Hindu, Arabern und Holländern erlitten, wiederholt ihre Habe und ihr Blut geopfert, aber ihren Glauben haben sie nie dahingegeben. Heute, wo die Einwohnerzahl des bedeutenden Ortes durch Zuwanderung rasch steigt, finden sich unter 25.000 Bewohnern an 7000 Katholiken; es ist daher kein Wunder, dass wir unter denselben mehrere alte Zöglinge von Tritschinopoli antreffen. Ein Missionär, der die Seelsorgestation von Tutikorin lange Zeit versah, stellt denselben in einem Briefe (dessen Einzelheiten, als aus einem so fernen Lande kommend, vielleicht nicht ohne Interesse sind und darum hier Platz finden mögen) das folgende ehrenvolle Zeugnis aus:

»Es freut mich,« schrieb P. Laventure nach Tritschinopoli, »über alle Ihre Congreganisten nur gute Nachrichten geben zu können. Sie bewahren im allgemeinen ihren alten Eifer und empfangen wenigstens einmal monatlich die Sacramente. Mehrere von ihnen sind einflussreiche Männer geworden. Sinnatambi Rotscha ist der Vorsitzende unseres Stadtrathes und in einer großen Fabrik mit 60 Rupien Monatsgehalt angestellt. Eduard Vaz ist Gemeinderath und Eisenbahninspector mit einem monatlichen Einkommen von 75 Rupien. Xaver Motha ist ein großer Advocat und wie früher vom besten Geiste beseelt. Raphael Motha ist mit 60 Rupien höherer

Beamter eines Handelshauses; er ist gut und fromm. Sein Bruder Philipp hält sich ebenfalls trefflich; derselbe ist mit 25 Rupien in einem Bureau beschäftigt. Cruz Correra und dessen Bruder Sinnatambi arbeiten unter ihrem Vetter Rotscha und halten sich sehr gut. Fonseka ist in einem Bureau angestellt; fromm, wie er immer gewesen, kommt er jede Woche zur Beichte und bringt mir, obwohl er nur 15 Rupien bezieht, nicht selten deren sechs oder sieben auf einmal mit der Bitte, ich möchte bis ein Dutzend heilige Messen für die armen Seelen lesen. Jeden Tag macht er eine Besuchung beim Allerheiligsten, wobei es unter einer Stunde nicht abgeht.«

Gehen wir nun von der Paraverstadt wieder nach Norden. In Tritschinopoli selbst kommen jeden Monat 30 bis 40 alte Zöglinge, die in der Nähe wohnen, zu einer Art Congregationsversammlung zusammen. In Koimbatur haben 12 oder 15 derselben einen neuen Verein gegründet. Die Mitglieder der Marianischen Congregation von Tandschur (Tanjore), unter denen sich an 20 höhere Gerichtsbeamte befinden, verlangen alljährlich einen Pater, um unter seiner Leitung während der Charwoche die geistlichen Übungen zu machen. In der Hauptstadt der Präsidentschaft, in Madras, gaben wiederum alte Zöglinge des St. Josefs-Collegs vor einigen Jahren den Anstoß zur Gründung einer Congregation und stellten zu derselben die ersten Mitglieder. Seitdem haben die mit akademischen Graden ausgezeichneten 40 bis 50 Mitglieder dieser Sodalität sich einen starken Zuwachs aus den Kreisen der katholischen Arbeiter der Stadt zugesellt. Fehlte es den Sodalen von Madras ebensowenig wie anderswo an Widerspruch und Nörgeleien von gegnerischer Seite, so boten sie dem Feinde muthig die Stirne und sind nun Meister des Schlachtfeldes. Alljährlich beim Eintreten der heißen Jahreszeit flüchtet der Gouverneur und die vornehme Welt von Madras vor den versengenden Strahlen der indischen Sonne auf die luftigeren Höhen der Nilgherri, um mehrere Monate in dem fast europäischen Städtchen Ootakamund, 3700 Fuß über der Meeresfläche, zu verbringen. Auch dort haben die muthigen Soldaten Mariä aus dem St. Josefs-Colleg das Banner der Congregation aufgepflanzt. Am Feste der schmerzhaften Mutter des Jahres 1890 konnte der apostolische Delegat Msgr. Ajuti auf ihren Antrieb dort eine Sodalität eröffnen.

An allen diesen Orten untereinander vereint, unterhalten die alten Sodalen von Tritschinopoli eine rege Verbindung mit ihrem Mittelpunkte, der Congregation im St. Josefs-Colleg. Alle Jahre trifft daselbst eine Reihe von Briefen ein, die stets mit Freude empfangen und gelesen werden. In denselben empfehlen sie sich bald dem Gebete der Sodalen, bald wünschen sie die segensreiche Jugendzeit zurück, die sie im Colleg und unter dem

Schutze der Himmelskönigin verbracht, bald machen sie bereits in einem Anfluge väterlichen Fühlens ihre jungen Freunde auf die Gefahren der Welt aufmerksam und ermahnen dieselben, jetzt vorzusorgen, bekennend, dass die im Colleg gelernten frommen Übungen und besonders die Andacht zu Maria es seien, die sie jetzt aufrecht hielten. Mit diesem brieflichen Verkehre noch nicht zufrieden, traten die ehemaligen Zöglinge von Tritschinopoli zu einem Vereine zusammen. Über denselben und dessen jährliche Generalversammlung gibt uns folgende Stelle aus einem Briefe eines Missionärs Aufschluss:

Kodaikual, 29. Mai 1893.

».... Der Verein unserer alten Zöglinge von Tritschinopoli begann im Jahre 1889 mit 20 Theilnehmern an einer Versammlung im Landhause des Collegiums.

Heuer brachten die kurzen Osterferien der Beamten von allen Seiten der Präsidentschaft, selbst von Calcutta, 70 unserer alten Zöglinge, sämmtlich Angestellte des Staates oder der Eisenbahn von Pandamangalam. Unser Landhaus wurde fast zu eng, und wir mussten die Gäste beinahe übereinander legen; bis zu acht waren in den Zimmern des Erdgeschosses und fünfzehn im Speisesaal der Patres untergebracht. Glücklicherweise nahmen ihre Betten, einfache Matten, die erst unmittelbar vor dem Schlafengehen aufgerollt werden, bei Tag keinen Platz ein. Für die Mahlzeiten brauchten sie weder Tisch noch Stuhl; sie nahmen dieselben auf der Veranda, auf ihren Fersen sitzend, zu sich. Die Speisen reicht man auf breiten Bananenblättern, die für jede Mahlzeit erneuert werden.

Während der Exercitien standen drei Patres stets zu ihrer Verfügung. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie diese 70 jungen oder bereits gereiften Männer den geistlichen Übungen mit der Gelehrsamkeit von Kindern folgten.

Fast alle hatten die sechs einzigen freien Tage zum Opfer gebracht, welche hier den Beamten während des Zeitraumes von elf Monaten gewährt werden, und wo allein es ihnen möglich ist, ihre Verwandten zu besuchen oder eine kleine Reise zu unternehmen. Sie hatten nicht gezaudert, lieber auf diese Annehmlichkeiten als auf die Exercitien zu verzichten, und doch weiß ich bestimmt, dass dieses Opfer manchen sehr viel gekostet hat.

Wie Sie sehen, sind unsere Inder unter Einwirkung der Gnade hochherziger und selbst heldenmüthiger Werke fähig. Ich weiß nicht, ob man in unsern Collegien in Europa unter gleichen Umständen ein gleiches Ergebnis erzielt hätte.

Am Ostersonntag um 10 Uhr fand die feierliche Vereinssitzung im Preisvertheilungssaale statt. Außer den alten, 100 an der Zahl, waren die gegenwärtigen Zöglinge der Anstalt anwesend. Unser hochwürdigster Bischof

ließ es sich angelegen sein, den Vorsitz zu führen. Drei oder vier Redner sprachen von der Nothwendigkeit, eine genügende Summe zusammenzulegen, um die jährliche Wiederkehr der geistlichen Übungen zu sichern; die vorgebrachten Gründe waren sämmtlich übernatürlicher Art, entnommen dem Nutzen und den günstigen Veränderungen, welche die Exercitien bewirkt haben.

Die besondere Bedeutung des Vereines liegt darin, dass derselbe innig mit der zu erhoffenden Bekehrung der einflussreichen Brahmanenkaste verknüpft ist. Je zahlreicher unsere alten Zöglinge an den Gerichtshöfen und in den Kanzleien werden, um so leichter wird es für die Brahmanen, sich zum katholischen Glauben zu bekennen. Während hier und dort noch ein einzelner Katholik eine wahre Verfolgung von Seite der Brahmanen auszuhalten hat, ist z. B. im Bezirke von Tandschur eine große Anzahl der einflussreichen Stellen von unsern alten Zöglingen und Vereinsmitgliedern besetzt! ....«

Manches Schöne hätten wir noch von thatkräftigen Beweisen von Anhänglichkeit an die Stätte der Erziehung, welche die alten Sodalen und Zöglinge lieferten, zu berichten. So werden die Kosten der oben geschilderten glänzenden Schlussfeier des Marienmonates im Colleg zum großen Theile durch eine Sammlung gedeckt, welche die alten Zöglinge unter sich einleiten. Ein anderer dieser Beweise gibt uns Gelegenheit, von der neuen Congregationskapelle des Collegs zu sprechen. Da die Sodalität durch Übertragung der Anstalt von Negapatam nach Tritschinopoli im Jahre 1883 ihr kleines Heiligthum verloren hatte, musste ein äußerst einfacher Raum als Versammlungsort dienen. Die Klagen des hochw. P. Präses über diesen Übelstand wurden einem alten Zöglinge überbracht, und derselbe nahm ungesäumt die Sache in die Hand. Nachdem er sich mit einigen andern verständigt hatte, wurde ein Aufruf zum Baue einer neuen Congregationskapelle an die alten Sodalen versendet, der überall freudigen Widerhall fand. Bald langten zahlreiche Spenden beim P. Präses ein. Ein alter Sodale zeichnete allein 400 Rupien, wobei er sich weigerte, seinen Namen anzugeben. Die damaligen Zöglinge selbst wollten nach ihren bescheidenen Kräften etwas, wäre es auch nur der Preis eines Ziegels, zum Baue beisteuern. Im Jahre 1889 konnte der Grundstein gelegt werden, und nach Überwindung mancher Schwierigkeiten vollzog Msgr. Barthe, zweiter Bischof von Tritschinopoli, am 30. März 1891 die feierliche Einweihung in Gegenwart von 60 alten Zöglingen, die zu ihrer jährlichen Versammlung und den Exercitien der Charwoche gekommen waren.

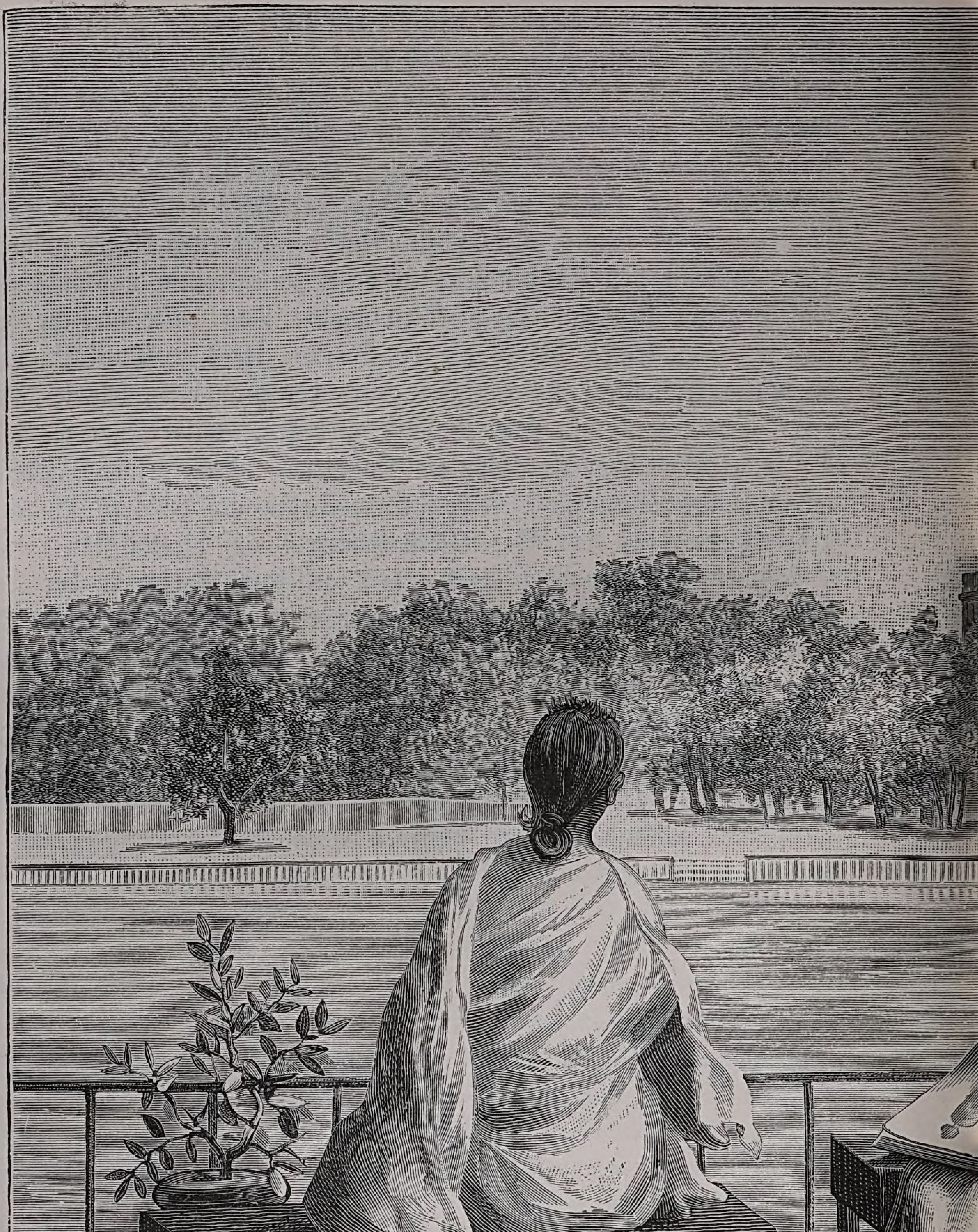
Diese schöne Feier fügte gleichsam den Schlussstein in den Ausbau, den die Marianische Congregation von Tritschinopoli bisher gewonnen. Sie

ist mit einer achtunggebietenden Organisation ausgestattet, welche mancher Sodalität im fernen Europa zum Vorbilde dienen könnte.

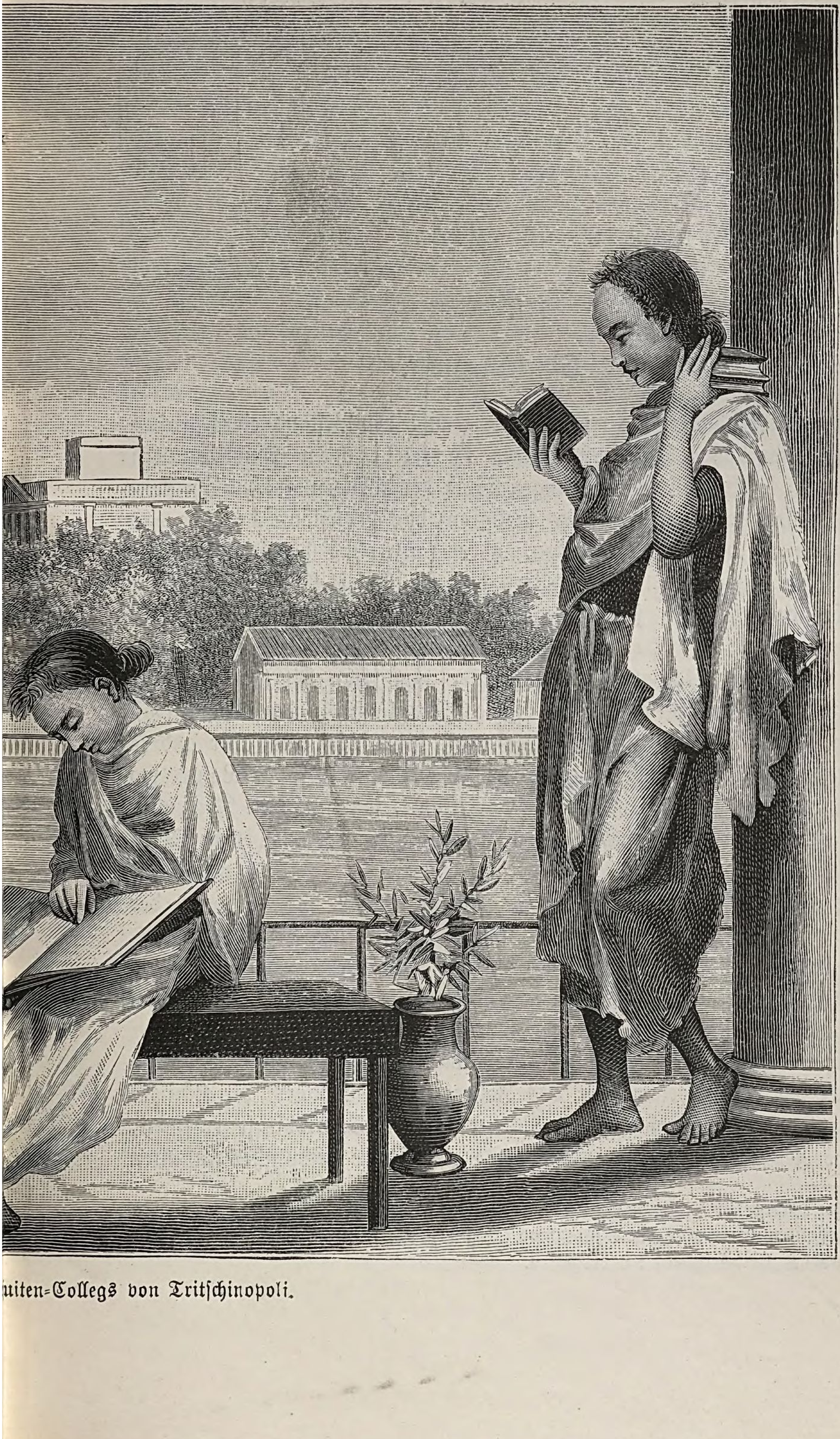
Schreibt ein Erzieher der Anstalt mit vollem Rechte den guten Geist, der im St. Josefs-Colleg selbst herrscht, zum großen Theile dem Einflusse der Congregation zu, so ist dieselbe, namentlich durch ihre Zweigvereine, auch über die Mauern der Anstalt hinaus zur Quelle reichen Segens geworden für die alten Sodalen und durch diese für weitere Kreise. Durch sie wirft die Marienverehrung einen sanften, erquickenden Lichtschimmer in die düstere Nacht des Heidenthums, die trotz einiger Irrlichter von Civilisation ihre schwarzen Fittiche über Indien und seine 290 Millionen ausbreitet.

Wir schließen diesen Bericht über die Sodalität des großen indischen Jesuiten-Collegs, indem wir jenes ihrer Mitglieder nennen, das dieselbe mit dem schönsten Ruhmestitel, mit der Strahlenkrone eines Blutzeugen Jesu Christi, geschmückt hat. Ambrosius Amirdanader wurde am 4. September 1853 als Sohn Indiens zu Karikal auf französischem Gebiete geboren. Nachdem er seine Studien zu Pondichéry und im St. Josefs-Colleg (damals zu Negapatam) gemacht hatte, trat er, 23 Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu ein. Die schönsten Zeugnisse über die Tugenden, die seine Seele zierten, aus der Feder seines Bischofs und seiner Mitbrüder liegen uns vor. Vor allem wird ihm ein glühender Seeleneifer nachgerühmt. Nur zwölf Jahre lang war es ihm vergönnt, das priesterliche Amt auszuüben, und doch wird er als jener Missionär von Madura bezeichnet, der während dieser Zeit am meisten erwachsene Heiden bekehrt und getauft hat. Am Neujahrstage des Jahres 1894 erklärte P. Amirdanader in einer Predigt, die er an seine Christengemeinde hielt, plötzlich, dass dieses Jahr das letzte und der beginnende Monat der letzte seines Lebens sein werde. Einige Tage später wurde er nach Palamkottah berufen. Auf dem Wege dahin in Palayakayal angekommen, wurde er von den Christen benachrichtigt, dass daselbst ein heidnischer Priester namens Pinnasami Pandithan sich neue Übergriffe erlaube und auf dem zur Kirche gehörigen Grund eine Mauer aufführe. Der Pater hatte geglaubt, dass diese Angelegenheit durch die von ihm bewiesene Nachgiebigkeit beigelegt sei. Er begab sich nun zu dem Zauberpriester und bat ihn mit sanften Worten, den Bau nicht weiterführen zu wollen. Als er dabei an die fragliche Mauer herantrat, ergriff der Heide eine Hacke und versetzte dem Missionär einen so heftigen Schlag auf die linke Schulter, dass der Stiel des Werkzeuges in Stücke gieng. »Schlage zu, wenn du willst!« hatte der muthige Priester seinem Peiniger vorher zugerufen; nun fiel er auf die Knie, und sein Haupt gegen die Mauer lehnend, hob er Hände und Augen zum Himmel, um Gott das Opfer seines Lebens zu bringen. In diesem Augenblicke stürzte sich der ältere Sohn des Heiden

auf das Opfer und schlug demselben mit einer andern Hacke auf den Kopf. Die Spitze des Eisens spaltete den Kopf des Paters über dem linken Ohr; das Blut floss in Strömen, und der Märtyrer stürzte zu Boden. Die Grausamkeit der Unmenschen war noch nicht befriedigt. Der jüngere Sohn sprang auf den blutüberströmten Körper, trat mit den Füßen auf dessen Brust und machte sich daran, mit einer Sichel den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Nun gelang es endlich den Christen, die der Schrecken bisher gelähmt hatte, den Missionär den Händen seiner Mörder zu entreißen und in die Priesterwohnung zu bringen. Noch einen vollen Tag hatte derselbe furchtbare Schmerzen zu leiden, bis er am 10. Januar 1894 zu Tutikorin um 5 Uhr nachmittags, gerade 24 Stunden nach der grausamen Marter, denselben erlag. Sein Blut ist nicht umsonst geflossen. Mit dem eines seligen de Britto, eines seligen Aquaviva und so vieler anderer seiner Mitbrüder, die mit ihm ihr Leben für dieselbe heilige Sache auf Indiens Boden dahingegeben, zieht es den Segen des Himmels auf die Mission herab. Die Gläubigen beten an dem Grabe ihres geliebten Suami in der Kapelle zu Tutikorin mit den Gefühlen, welche die ersten Christen für ihre Märtyrer hegten, und als bald nach der Gewaltthat ein Missionsoberer den Schauplatz derselben besuchte, wurde ihm von den Christen ein Fläschchen mit dem Blute des Verewigten als Unterpfand ihrer Verehrung überreicht. Einer seiner Mitbrüder schreibt: »Der Tod P. Amirdanaders hat mehr Gutes gestiftet, als viele Jahre apostolischen Wirkens von Seite dieses eifrigen Missionärs zustande gebracht hätten.«



Brahmanische Schüler des Je



uiten-Collegs von Tritschinopoli.

III.

Die Brahmanen.

So segensreiche Früchte rechtfertigen gewiss den Bestand eines großen Collegs für die Söhne der einheimischen katholischen Familien. In Tritschinopoli selbst müssten die jungen Leute der dortigen großen Christengemeinde sonst zum Nachtheile der Religion das protestantische oder das heidnische Colleg der Stadt besuchen, oder ganz ohne höhern Unterricht bleiben. Allein unter den 1800 Schülern des St. Josefs-Collegs im Jahre 1895 befanden sich 1500 junge Heiden, die Katholiken verhalten sich also zu letzteren wie 1 : 5 [1]. Da scheint denn doch die Frage berechtigt zu sein: Warum wenden die katholischen Missionäre nun schon seit langen Jahrzehnten so unendlich viel Mühe heidnischen Jünglingen zu, da sie doch selbst zugestehen, dass sie auf diesem Wege noch kaum die eine oder andere Bekehrung erzielt haben? Warum eilen sie nicht hinaus auf das Land, wo die Bevölkerung, wie die Armen des Evangeliums, jährlich nach Tausenden in den Schafstall Christi sich drängt und Missionäre an vielen Orten noch fehlen?

Angesichts dieser berechtigten Frage müssen wir das Vorgehen der Missionäre erklären; wir thun dies um so lieber, als erst die Beantwortung derselben uns Gelegenheit bietet, die volle Bedeutung der höhern katholischen Lehranstalten in Indien und besonders der von Tritschinopoli in helles Licht zu setzen.

Wir erwähnten eingangs die Ausdehnung, welche das indische Unterrichtswesen seit der Proclamation des Jahres 1857, wodurch die Königin ihren eingebornen Unterthanen den Eintritt in den Staatsdienst eröffnete, gewonnen. Neben den Staatsschulen wurde eine Reihe heidnischer Anstalten

[1] Im Jahre 1896 war die Zahl der Schüler bereits über 2200 gestiegen. Da die der Katholiken kaum noch einer Zunahme fähig ist, dürfte sich die Zahl der letztern heute zu der der Heiden wie 1 : 6 verhalten.

gegründet, und die protestantischen Missionäre aller Secten, englische wie amerikanische und andere, unternahmen es, die Schätze europäischer Wissenschaft mit vollen Händen auszuspenden. Da verlangte es die Ehre der katholischen Kirche, denselben auf dem Gebiete des Unterrichtes nicht einfach das Feld zu überlassen oder sich auch nur den Rang ablaufen zu lassen. Es forderte dies aber noch weit mehr das Heil so vieler unsterblicher Seelen, die in diesen Schulen den Verführungen der Irrlehre ausgesetzt sind, für deren ewige Rettung aber die wahre Kirche allein Sendung und Fähigkeit besitzt. Könnten die protestantischen Schulen auch nur jene positiven Bestandtheile natürlicher und christlicher Religion, die sie noch besitzen, ihren Zöglingen mittheilen! Aber nicht genug, dass sie die heidnischen Jünglinge auch in diesem Sinne nicht bekehren, setzen sie vielmehr, nachdem es ihnen ein leichtes Spiel war, den Götzenwahn zu zerstreuen, bei denselben thatsächlich Atheismus an die Stelle der Vielgötterei und einen verfeinerten, scheinwissenschaftlichen Materialismus an den Platz des mehr unbewussten, grobsinnlichen des Heidenthums. Zum Beweise dieser Behauptung, welche die »christlichen Absichten« der protestantischen Missionäre nicht in Abrede stellt, lese man die Aufzeichnungen des Protestanten Lord Macaulay, der als Vorsitzender der Commission, welche 1835 einen Studienplan entwarf, die indischen Zustände aus eigener Anschauung kannte, oder die des Convertiten Marshall[1], der schon vor vielen Jahren mit Anführung zahlreicher Belege zu demselben Endurtheile gelangte. In neuerer Zeit (1888) bekennt ein presbyterianischer Prediger Rev. W. A. Liston, der volle 20 Jahre lang in Madras lebte, dass die Unterrichtsanstalten seiner (schottischen) Mission während dieser Zeit keine einzige Bekehrung erzielt hätten, und fügt dann hinzu: »Die jungen Leute sind beim Austritte aus der Anstalt ärgere Heiden, als sie es beim Eintritte gewesen.« Er erklärt es darum ganz folgerichtig für unerlaubt, die zur Bekehrung der Inder gespendeten Gelder seiner Landsleute auch in Zukunft für Anstalten zu verwenden, die thatsächlich einen ganz andern Zweck erreichen.

Sind aber die Katholiken imstande, einen erfolgreichen Wettstreit mit den protestantischen Lehranstalten aufzunehmen? Die Protestanten besitzen zahlreiche großartige Anstalten, sie verfügen über unerschöpfliche Geldquellen[2]

---

[1] Die christlichen Missionen I. Bd.

[2] Nach dem »Tablet« (1882) erhalten die protestantischen Missionen Indiens mit ihren 250.000 sogenannten Anhängern jährlich an $8^1/_2$ Millionen, während sich die 24 katholischen Missionsbezirke mit 900.000 Franken für 1,700.000 Gläubige begnügen müssen. Das protestantische Christian College von Madras bezieht ebenfalls aus Privatspenden einen jährlichen Zuschuss von 30.000 Franken, ein protestantischer Bischof dieser Gegenden einen Gehalt von 90.000 Franken. Dies nur einige Beispiele der eifrigen

sie zählen unter ihren Lehrkräften ganz hervorragende Gelehrte [1], sie nöthigen ihre Schüler zum Lesen und Lernen der Bibel, sie haben außer ihrem persönlichen Einflusse die Unterstützung und die Freundschaft noch einflussreicherer hoher Persönlichkeiten für sich; sie strahlen endlich in dem Glorienschein, den die Angehörigkeit zu der mächtigen, Indien beherrschenden Nation und zu deren religiösem Bekenntnisse verleiht. Die Hilfsmittel der katholischen Anstalten hingegen sind unzureichend, ihre Zahl deshalb eine ungenügende, ihre Lehrer sind fast ausschließlich Nicht-Engländer (und doch ist die englische Sprache die Sprache der Schule, und Reinheit derselben eine Hauptbedingung des Erfolges); die Moral, die sie wenigstens mittelbar predigen, ist eine strengere, auch lassen sie keine Bibelstellen auswendig lernen. Trotz allem aber stehen die katholischen Schulen in Vorderindien sehr ehrenvoll da, ja übertreffen vielfach die der Andersgläubigen. Sie haben eben für sich die Wahrheit ihres Glaubens, die aufopfernde Hingabe eheloser, priesterlicher Lehrer, meist Ordensleuten, und damit und vor allem die Gnade und den Segen Gottes.

Zum Nachweise dieser Behauptung könnten wir uns auf den Artikel der »Katholischen Missionen« [2] im Jahre 1895 betreffs des St. Franz-Xaver-Collegs von Bombay sowie auf andere Schriften berufen. Wir haben uns jedoch hier auf Tritschinopoli zu beschränken. Das St. Josefs-Colleg der französischen Patres wurde 1883 wegen ungünstiger Lage von Negapatam, wo es 400 Zöglinge gezählt hatte, nach Tritschinopoli verlegt und daselbst mit gegen 800 Zöglingen eröffnet. Es fand sich in der Stadt ein protestantisches Colleg vor, das bisher ebenfalls an 800 Schüler aufwies. Folgendes ist nun das Ergebnis des Wettstreites der beiden nebeneinander gelegenen Anstalten in den nächstfolgenden Jahren: 1884 zählte das katholische Colleg 980 Schüler und das protestantische 600, im Jahre 1885 das katholische über 990 und das protestantische kaum über 500, 1889 das katholische 1300 und das protestantische 400. Seitdem hatte die katholische Anstalt im Jahre 1893 1370, im Jahre 1894 1680, im Jahre 1895 1800, endlich 1896 mehr als 2200 Schüler, während wir von dem protestantischen Schulvorstande nur wissen, dass er in heller Verzweiflung ist über die sich »leerende« Anstalt.

Thätigkeit, welche die protestantischen Missionsgesellschaften in Europa entfalten. Wie klein nimmt sich daneben die allerdings in erfreuender Zunahme begriffene Freigebigkeit der Katholiken gewisser katholischer Länder für ihre, die wahren Missionen aus!

[1] Es genügt, an Dr. Ant. Cadwell und sein epochemachendes Werk »Comparative Grammar of the Dravidian Family of Languages« zu erinnern.

[2] Vgl. auch im Maiheft 1896 »Aus verschiedenen Missionen«.

Ein ähnliches den Katholiken günstiges Verhältnis zeigt die Vergleichung der beiderseitigen Prüfungsresultate. Im Jahre 1885 stellte das St. Josefs-Colleg 284 Candidaten für die verschiedenen Prüfungen und verzeichnete 166 Erfolge, während unter 312 Schülern der Protestanten nur 135 die Prüfungen bestanden. Im Jahre 1894 fielen von 79 Erfolgen des Districtes im First Arts-Examen 53 auf das katholische und 18 auf das protestantische Colleg von Tritschinopoli, während von 39 Erfolgen im Matriculations-Examen 26 auf ersteres, 5 auf letzteres und 3 auf das heidnische Colleg der Stadt kamen [1].

Dabei sind gerade die Ergebnisse der höhern Prüfungen die glänzendern; so gab die höchste derselben, das Baccalaureate, dem St. Josefs-Colleg im Jahre 1888 12 Bachelors of Arts, darunter den ersten der Präsidentschaft, während das protestantische nur einen zählte. Etwas Ähnliches gilt für die fünf kleinern Collegien der Mission von Madura. Leider müssen wir hinzufügen, dass — die kleinern protestantischen Anstalten gar nicht gerechnet — allein auf dem Gebiete dieser Mission dem einen katholischen drei protestantische Collegien ersten Ranges gegenüberstehen.

Bei diesen Erfolgen wird es niemanden Wunder nehmen, dass man dem St. Josefs-Colleg allgemein eine hohe Bedeutung beilegt. Anerkennungen von hoher Seite werden der Anstalt in reicher Fülle zutheil: dahin rechnen wir den fast jährlich wiederkehrenden Besuch des Gouverneurs, die Ernennung von Patres zu Fellows (Mitgliedern) der Universität, die

---

[1] Einige, wenn auch nicht erschöpfende Daten mögen hier noch Platz finden:

Im Jahre 1884 zählte das St. Josefs-Colleg unter den 11.030 Candidaten, die sich in Madras für die Middle School Examination stellten, 46 Erfolge auf 92 von ihm vorbereitete Candidaten, das protestantische Colleg von Tritschinopoli 52 Erfolge auf 176 eigene Candidaten; in der First Arts Examination (im ganzen 15.000 Candidaten) gab es für die erstere Anstalt 19 Erfolge auf 20 Schüler, für letztere 23 auf 63.

In den Jahren 1884 und 1885 nahm das St. Josefs-Colleg unter den ungefähr 100 höhern Anstalten der Präsidentschaft Madras im Matriculations-Examen den ersten, im First Arts-Examen den dritten, im Baccalaureat den vierten und fünften Platz ein.

Im Jahre 1891 hatte das Colleg im Middle School-Examen 96 Candidaten und 45 Erfolge, im Matriculations-Examen 147 Candidaten und 67 Erfolge, im First Arts-Examen 104 Candidaten und 45 Erfolge, im Baccalaureat 45 Candidaten und 36 Erfolge. Dabei nahm die Anstalt im Matriculations-Examen wieder den ersten Platz ein. Das berühmte Christian College von Madras hatte für dieselbe Prüfung 199 Schüler gestellt, von denen nur 45 Glück hatten. Das protestantische Colleg von Tritschinopoli hatte im Baccalaureat 6 Erfolge auf 13 Candidaten, in den First Arts 11 Erfolge auf fast 100 Candidaten.

Über die Prüfungen des Jahres 1896 entnehmen wir einem Briefe Msgr. Barthe's, dass die Durchschnittszahl der durchgekommenen Schüler von Tritschinopoli 60 von 100 und die der Schüler der hauptstädtischen Anstalten nur 40 von 100 betrug.

Heranziehung derselben zur Bestimmung der Prüfungsaufgaben und zur Correctur der Prüfungsarbeiten wie zur Ertheilung von Gutachten u. dgl.

Das Dasein zahlreicher akatholischer Schulen zeigt somit zur Genüge, wie nothwendig oder mindestens wie angemessen es sei, große katholische Lehranstalten in Indien zu gründen und trotz aller Mühen und Kosten zu erhalten, mögen sich auch ihre Räume vorzugsweise mit heidnischen Zuhörern füllen. Und sollte noch ein Zweifel übrigbleiben, ob es nicht doch möglich wäre, durch Missionierung des Landes dasselbe den Protestanten vorwegzunehmen und sie so auf ihren wissenschaftlichen Hochburgen zu isolieren, so brauchen wir denselben nicht direct zu lösen. Eine andere Eigenheit der indischen Verhältnisse läſst die großen katholischen Collegien als unerläſslich erscheinen für die Bekehrung Indiens und selbst als Stütze der schon vorhandenen über das Land zerstreuten Missionsstationen.

Diese Eigenheit ist die Kastengliederung der indischen Gesellschaft mit ihrer Spitze, der Kaste der Brahmanen.

In grauer Vorzeit, um das Jahr 2000 vor unserer Zeitrechnung, verließ ein Theil der Arier, ihren Stammesgenossen, den Iraniern, Persien überlassend, die Ufer des Oxus, überstieg dann den Hindukusch und zog am Indus thalwärts. Bald verbreiteten sie sich über das Land der fünf Ströme und von da allmählich über die Ebene des Ganges und endlich im Dekan. Sie gehörten zur großen indogermanischen Völkerfamilie, welche jene Stämme, die später die Hauptträger der menschlichen Cultur werden sollten, die Kelten, Hellenen und Lateiner, die Germanen und Slaven, gegen Europa entsandt hatte.

In langen Kämpfen, deren Dauer wir nicht bestimmen können, unterjochten die indischen Arier die Völker dravidisch-mongolischen und chamitischen Ursprungs, die sie im Lande vorgefunden. Als diese Kampfesarbeit gethan war, gewannen die Künste des Friedens die Oberhand über die des Krieges. Damit erlangte im Schoße der Eroberer selbst der erblich gewordene Stand der Priester und Gelehrten, der sein arisches Blut wohl reiner erhalten hatte, ohne die politische Herrschaft zu beanspruchen, das moralische Übergewicht über die weniger rein erhaltenen Classen der Fürsten und Krieger, die Kschatrija, und die der Ackerbauer, die Vaïssija, während die unterworfenen dravidischen Stämme als Sudras und die chamitischen Ureinwohner gar außerhalb der Kasten als Parias u. dgl. die untere und unterste Schichte des neuen gesellschaftlichen Gebildes ausmachten. Die Grundlinien der Kastengliederung waren hiermit gegeben, und die Zeit hatte nur noch neue voneinander sich abschließende Abstufungen innerhalb der erwähnten Schichten hinzuzufügen. Die Priesterkaste, die als ausschließliche Vermittler zwischen den Hindus und den Göttern, als Lehrer des Volkes und als

Rathgeber der Könige alle andern beherrscht, sind die Brahmanen. Man schätzt ihre Zahl gegenwärtig in Indien auf 25 Millionen. Eine eirunde Gesichtsform, regelmäßige, oft schön gezeichnete Züge, eine lichtere, zwischen weiß und braun schwankende (allerdings manchmal ins Schwärzliche und Rothbraune gehende) Hautfarbe, welche die Brahmanen vor den andern Kasten leicht kenntlich macht, können ihre nähere Verwandtschaft mit der kaukasischen Rasse nur bestätigen. In geistiger Beziehung sind sie anerkanntermaßen durch höhere Begabung ausgezeichnet.

Dank dieser geistigen Überlegenheit, welche sie allerdings zu diesem Zwecke wacker ausnützten, sind die Brahmanen zu einer unglaublichen, an Anbetung grenzenden Oberherrschaft über die andern Hindus gelangt. Die von ihnen erfundenen eisernen Kastengebräuche, mit denen sie sich umgeben und wodurch sie für die Reinerhaltung ihres Blutes sorgen, die Selbstverherrlichung, die sie in der nationalen Poesie betrieben, die Fabeln und Ceremonien des Götzencultus, welche sie als höhere Wesen erscheinen lassen, haben das Dogma der brahmanischen Überlegenheit allen Kasten so tief eingeprägt, dass dasselbe, wenn möglich, vor aller Augen im Glanze der Evidenz oder wenigstens unumstößlicher Selbstverständlichkeit strahlt. Dass man sich den Brahmanen unterzuordnen habe, ist dem Inder minderer Kaste klarer denn das Licht seiner indischen Sonne.

In Wirklichkeit die Hüter der Religion und die Lehrer der Fürsten und Völker, sind die Brahmanen in ihren eigenen Augen und in denen der übrigen Hindus eine Kaste von Göttern oder Göttersöhnen. »Der Brahmane ist aus dem Munde Brahmas hervorgegangen, der Kschatrija aus seinen Armen, der Vaïssija aus seinem Schenkel und der Sudra aus seinen Füßen«, lautet die grundlegende Wahrheit, auf der sich das religiös-sociale Gebäude Indiens aufbaut. Woher der Paria komme, darnach frägt man gar nicht. »Ich selbst bin der Gott, dem ich opfere«, murmelt der dienstthuende Brahmane vor gewissen Opferhandlungen. Zum Gebrauche der übrigen Kasten haben die Brahmanen diese für sie so wichtige Wahrheit in eine volksthümliche Formel gebracht, die in Indien jedermann kennt und im Sanskrit lautet:

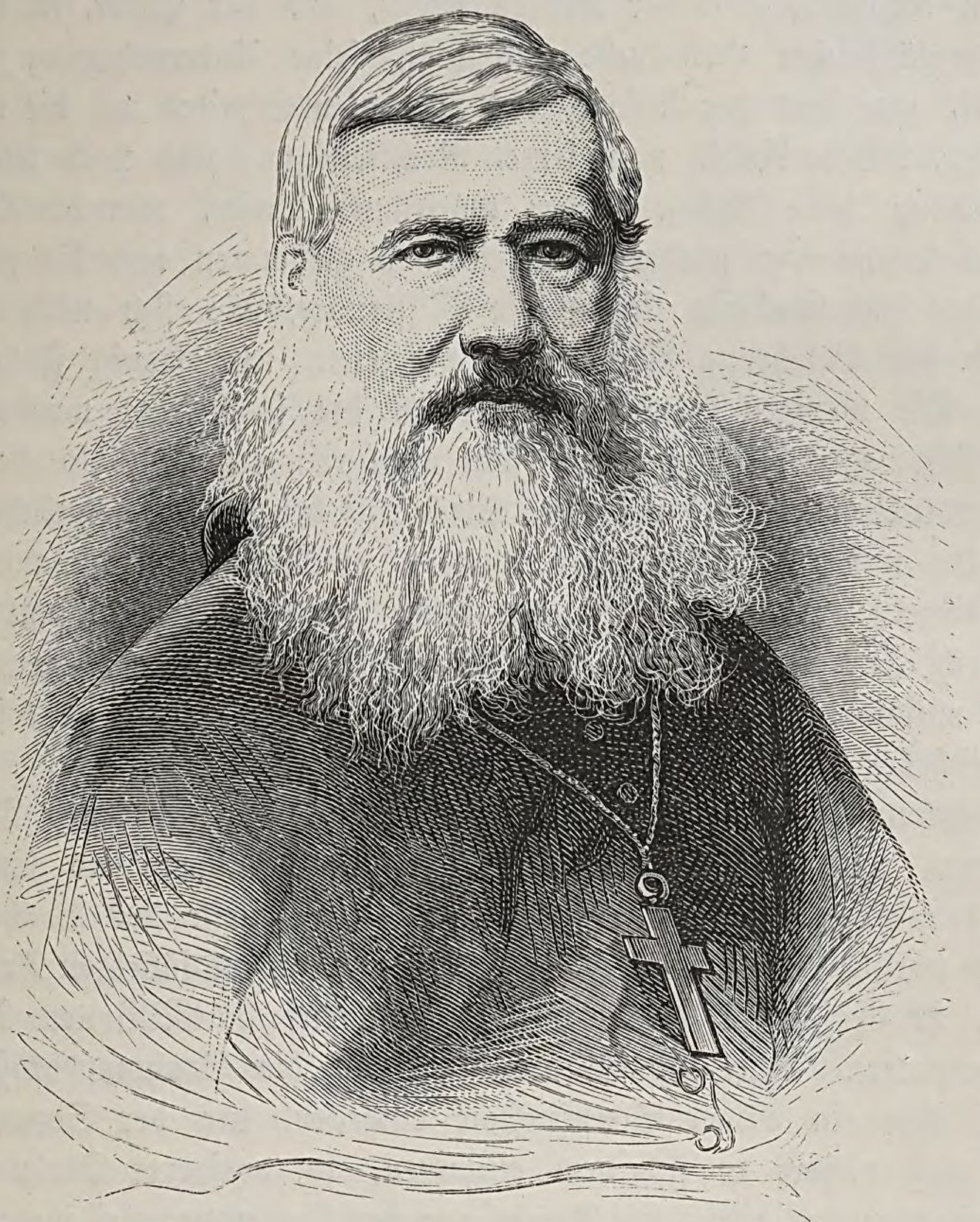
»Dêvâd' hînâm jagatsarvam,	»Das Weltall ist in der Gewalt der Götter,
Mantrâdhînâm taddévatâ,	Die Götter sind in der Gewalt der Mantras (Spruchformeln),
Tanmantram Brâhmanâd'hînâm,	Die Mantras sind in der Gewalt der Brahmanen:
Brâhmana mama dévatâ.«	Also sind die Brahmanen unsere Götter.«

Es gibt keine Lüge und keinen Betrug, vor dem die Brahmanen zurückschreckten, um dem Volke einen Cultus zurechtzulegen, dessen Gegenstand sie selbst sind. Ein Hauptbeweggrund, warum sie sich die gänzliche Enthal-

tung von Fleisch und geistigen Getränken auferlegen, ist der Wunsch, als reiner und höher als die übrigen Sterblichen angesehen zu werden. Stolz auf seinen göttlichen Ursprung, flieht der Brahmane jede nahe Berührung mit jedem andern menschlichen Wesen, das denselben nicht mit ihm theilt, selbst mit dem Europäer, und der Hindu hinwieder läſst dem Brahmanen, mag er ihm auch als Bettler mit einigen Lumpen um die Lenden in der Straße entgegentreten, demüthig den Vortritt. Da die Brahmanen keineswegs einen höhern Stand bilden, der sich, wie wenigstens ursprünglich unser Adel, auf größern Besitz stützt, sind viele von ihnen arm, welcher Umstand einen merkwürdigen Widerspruch mit ihren Ansprüchen und Gebräuchen hervorruft. Ein junger Brahmane, der die Vorlesungen des St. Josefs-Collegs besuchte, verdiente sein Schulgeld dadurch, daſs er einem reichen Sudra als Koch diente, ohne sich im mindesten gedemüthigt zu fühlen; er hätte aber in aller Augen verloren, wenn er sich mit seinem Dienstherrn zu Tische gesetzt hätte. Ebenso findet man in den aus Eingebornen zusammengesetzten englischen Regimentern Brahmanen als gemeine Soldaten, die von Officieren aus der Kaste der Parias geduldig Befehle und Stockschläge hinnehmen, jedoch um nichts in der Welt einen Fuß in die Wohnung eines solchen Officiers setzen würden. Diese Widersprüche zeigen mit am besten, wie tief die Kastenvorurtheile ins indische Volk eingedrungen sind.

Trägt so, wie der Riese Atlas den Himmel, der Brahmane das ganze religiöse und selbst sociale Gebäude der indischen Gesellschaft, dieses fünften Theiles der Menschheit, auf seinen Schultern, so ist es klar, von welch hoher Bedeutung für die Bekehrung Indiens seine Stellungnahme für oder wider das Christenthum ist. Indien würde hierin den Brahmanen folgen, wie sich einst die Völker mit ihren Königen bekehrten. »Man kann sagen,« schreibt uns ein französischer Missionär im Jubiläumsjahre der Taufe des Frankenkönigs, »daſs die Kaste der Brahmanen für die übrigen Kasten in Indien das ist, was Chlodwig für die Franken war. Wenn die Brahmanen sich in Massen bekehren, dann ist es um das alte Hindustan geschehen; es wird katholisch.« Und umgekehrt, solange die Brahmanen dem Christenthume feindlich gegenüberstehen, kann die Christianisierung der übrigen Kasten nur schrittweise vorangehen.

Die katholischen Missionäre haben diese Sachlage von jeher durchschaut, musſten aber immer wieder die niederschlagende Erfahrung machen wie schwer es sei, dem stolzen Brahmanen auch nur zu nahen. Der hl. Franz Xaver, der an der Fischerküste und im Königreiche Travankor Tausende von Indern bekehrte und mit eigener Hand taufte, hat nur einen einzigen Brahmanen bekehrt und über die Verschmitztheit, mit der diese Kaste das Volk im Götzendienste festhält, sich geäußert: »Es gibt nichts Schlechteres und



Msgr. Alexis Canoz
aus der Gesellschaft Jesu, erster Bischof von Tritschinopoli und
Gründer des St. Josef-Collegs.

Gottloseres als diese Leute.«[1] Am Anfange des 17. Jahrhunderts war es dem berühmten Pater Robert de Nobili dadurch, dass er sich selbst zum Brahmanen machte, alle Entbehrungen ihrer Ascese sich auferlegte und alle Geheimnisse der heiligen indischen Bücher erforschte, gelungen, einige Familien derselben zum Christenthume zu bekehren. Schon zog diese Bewegung unter den Brahmanen immer weitere Kreise, als der Pater, in Goa und Rom abergläubischer Gebräuche angeklagt, seine Unternehmung einstellen musste. Es war dies der Anfang des bekannten Streites um die malabarischen Riten. Als de Nobili nach seiner Rechtfertigung und nach zehnjähriger Unterbrechung seine Arbeit wieder aufnehmen durfte, war die Bewegung unter den Brahmanen wieder zum Stillstand gekommen, und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sahen die Missionäre, die sich nach ihm ausschließlich der Bekehrung dieser Kaste widmeten, nur wenig Früchte ihrer Mühen. Die wenigen Brahmanenfamilien, die so bekehrt worden waren, konnten sich wegen ihrer geringen Zahl nicht rein erhalten, so dass deren 200 bis 300 Abkömmlinge trotz ihres Sträubens heute als gewöhnliche Sudras gelten. In unserem Jahrhunderte wurden in Madura Brahmanen nur in ganz vereinzelten Fällen getauft, die dann entweder ihre Heimat verlassen oder durch eine Heirat mit einer Sudra-Christin ihren Kastenvorrechten entsagen mussten. Für die Bekehrung der Brahmanen war damit soviel wie nichts geschehen.

Jahrhunderte sind so vorübergegangen, in denen seit den Tagen des hl. Thomas und des hl. Franz Xaver in Vorderindien das Evangelium verkündet wurde, und noch heute ragt die Hochfeste des Brahmaïsmus, stolz und uneinnehmbar, zum Himmel, mit mehrtausendjährigen Traditionen, wie die Weltgeschichte kaum zweite kennt, tief in Millionen Menschenherzen verankert. Tritt der Glaubensbote an die Brahmanenkaste heran, so starrt ihm ein eisiger Gletscherstock entgegen, der der Sonnenstrahlen spottet, und nähert er sich dem einzelnen, so versperrt Stolz und Verschmitztheit oder wenigstens die Furcht vor der Kastentyrannei ihm den Weg zum Herzen. Gott selbst schien das geistesstolze Geschlecht verlassen zu haben, und schon fehlte nicht unter den Missionären der Prophet, welcher die Zeit voraussah, wo die Parias christlich und civilisiert sein werden, während die Brahmanen noch immer aus der Tiefe ihrer Tempel Flüche gegen Christus schleudern würden.

Da griff die göttliche Vorsehung ein. Als England nach Niederwerfung des Aufstandes der fünfziger Jahre seine neue indische Politik eröffnete, in der die erwähnte Förderung des einheimischen Unterrichtes ein Hauptglied

[1] Vergleiche diese ganze interessante Stelle in de Vos S. J, Leben und Briefe des heil. Franz Xaverius, 14. Brief aus dem Jahre 1543.

bildete, drängten die Brahmanen, alle Vortheile in Indien als ihr angestammtes Erbe betrachtend, sich in die neu geöffneten Bahnen. Die Missionäre sahen sich in ihren Schulen auf einmal Brahmanen gegenüber und begriffen sogleich die providentielle Wendung der Dinge.

»Bemühen wir uns,« sagt ein protestantischer Schulvorstand von Tritschinopoli Reverend Dodson in seinem Jahresberichte von 1890, »die Stellung auszunützen, die uns zutheil geworden; denn wir sind die einzigen, die durch die Schule mit den Brahmanen in Berührung treten können. Die Collegien sind zu Großem berufen und sie sind es, die Indiens Angesicht erneuern werden.« Mit noch klarern Worten sprach für uns der jetzige apostolische Delegat in Indien Msgr. Zaleski noch als Untergebener des damaligen Delegaten Msgr. Agliardi dasselbe Urtheil in seinem Werke »Ceylan et les Indes« aus: »Die hohen Kasten glauben noch immer, dass sie durch Annahme des Christenthums sich herabwürdigen. Aber der beständige Verkehr mit dem Priester, der ihnen den Unterricht ertheilt, lehrt sie den Glauben kennen und achten. Die jungen Brahmanen besuchen bereits in großer Menge das St. Josefs-Colleg von Bangalur und noch viel zahlreicher das der Jesuiten zu Tritschinopoli, so dass diese so stolze Kaste, welche ihre Gesetze für höher als die der Könige erklärt, jeden Tag dem katholischen Clerus und damit dem wahren Glauben näher tritt.« Nach dem, was wir über die indischen Verhältnisse gesagt, bedarf dieser so oft wiederholte Ausspruch der Missionäre, der Unterricht allein setze sie in Verbindung mit den Brahmanen, keiner weitern Belege.

Was insbesondere Tritschinopoli betrifft, so ist das große Jesuitencolleg dort so recht an seinem Platze. Diese große Stadt liegt im Mittelpunkte der so zahlreichen Brahmanenbevölkerung des Südens. Viele Priester dieser Kaste besorgen den Tempel und die Pagoden der Stadt, und dieselbe ist nur durch den heiligen Kavery-Fluss von der Insel Seringam getrennt, auf der wiederum mehrere tausend Brahmanen um das größte Wischnu-Heiligthum Vorderindiens wohnen. Sobald daher die Eröffnung der Lehranstalt im Jahre 1883 bekannt wurde, strömten die Brahmanen herbei von Madura und Dindigul im Süden, von Tandschur im Osten, von Salem und Kumbakunam im Norden und von Koïmbatur im Westen. Die immer glänzendern Erfolge, welche die Anstalt bei den Prüfungen in Madras aufzuweisen hatte, erhöhten ihr Ansehen und ihre Anziehungskraft, und so kam es, dass dieselbe schon 1895 unter ihren 1500 heidnischen Schülern 1200 junge Brahmanen zählte. Man muss daher in der wichtigen Frage der Brahmanen-Bekehrung dem St. Josefs-Colleg von Tritschinopoli eine hervorragende, vielleicht die erste Rolle unter allen höhern katholischen Lehranstalten Indiens zuerkennen.

Es drängt sich nun die Frage auf, was die indischen Collegien, welche die Missionen als den Angelpunkt ihrer Thätigkeit in Indien ansehen, in der bezeichneten Richtung auch thatsächlich geleistet haben. Eine hochbegabte Kaste, deren Adelsstolz auch die Lumpen des Bettlers nicht zu verhüllen vermögen, auf dem Wege eigener Überzeugung zu den Füßen des gekreuzigten Gottes zu führen, dies ist ein Unternehmen so schwierig, dass es alle menschliche Kraft übersteigt, aber auch ein Werk so recht würdig des Christenthums und der wahren Kirche. Man kann bisher noch über keine großen Erfolge berichten. Macht aber das Ziel, das dabei zu erreichen ist, die Bekehrung von mehreren hundert Millionen, ein Christenherz vor freudiger Bewegung zittern, so ist schon jeder Schritt auf dem Wege zu demselben, jede Phase in diesem Entscheidungskampfe zwischen Heidenthum und Christenthum für dasselbe gewiss von höchstem Interesse.

Die Stellung des katholischen Priesters, der sich so in der Schule einer großen Zahl heidnischer Zuhörer und den Hauptträgern des indischen Götterglaubens gegenüber sieht, ist allerdings eine eigenthümliche. Möchte er bei diesem Anblicke das Zeichen der Erlösung von der Wand nehmen und seinen Schülern den Gekreuzigten predigen, so muss er seinem Eifer Einhalt gebieten und mit Vermeidung directer Angriffe auf die einzig mögliche, unmerkliche Weise, nämlich durch eine mühsame Lehrthätigkeit, der göttlichen Gnade den Weg in die jungen Herzen bereiten. Die Brahmanen kommen ja nur unter der Bedingung zu ihm, dass öffentlich nie ein Wort über Religion gesprochen werde. Eltern und Freunde wachen strenge über die vollkommene Einhaltung dieser Clausel.

Der Missionär tritt dieser selbstbewussten Rasse zunächst gegenüber mit der Überlegenheit der europäischen Wissenschaft. Je mehr der Brahmane selbst in dieselbe eindringt und das Wissen seines Professors schätzen lernt, um so unwiderleglicher steht vor seinem Geiste die Thatsache, dass man an Kenntnissen über ihm stehen könne, ohne aus dem Munde Brahmas hervorgegangen zu sein. Es bedeutet schon einen Sieg, wenn dann einer der jungen Leute seinem Lehrer gegenüber sich zu dem offenen Geständnis erschwingt: »Sie sind ein Brahmane des Westens!«

Allein der Missionär sucht mehr als die Anerkennung seines Wissens, er will das Heil der Seelen, und glücklicherweise ist von dieser Anerkennung geistiger Überlegenheit nur ein Schritt zum Wege in die Herzen. Ist der Brahmane durch den Glanz fremden Wissens gedemüthigt, dann predigt ihm die selbstlose Hingabe, das opfervolle Berufsleben des katholischen Priesters und Ordensmannes, der Vaterland, Familie und Freunde weit hinter sich gelassen, nur um sich unter Indiens versengender Sonne einer aufreibenden, jedes irdischen Lohnes baren Arbeit zu widmen. Es wird ihm bald klar,

dass die Patres gar keinen irdischen Lohn von all ihrer Mühe haben und nur für ihn leben und arbeiten. So verdorben sind junge Heidenherzen nicht, dass nicht auch bei ihnen innige Anhänglichkeit an ihre Lehrer die Frucht dieses langjährigen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens wäre. Wo ein Jesuitenpater auf einer Reise alte Zöglinge antrifft, findet er ein herzliches Willkommen. Während die Brahmanen anfangs, wenn sie den Patres in der Stadt begegneten, dieselben keines Blickes würdigten, das Haupt wegwandten und selbst verächtlich vor ihnen ausspuckten, sind sie jetzt geschmeichelt, wenn einer derselben ihnen die Hand zum Gruße bietet. Die Anstalt ist von Brahmanen, die alle Räumlichkeiten zu besichtigen wünschen, förmlich überlaufen.

Schon ein Jahr nach Übertragung des Collegs in die Mitte der brahmanischen Bevölkerung nahmen die heidnischen Brahmanen durch eine besondere Feier hervorragenden Antheil an der Professablegung eines der Patres. Zwei Jahre später (1886) wird über eine Versammlung berichtet, welche 500 dieser jungen Heiden bei Gelegenheit der Preisvertheilung veranstalteten, in der sie in Bezug auf Reden und Ausschmückung des Saales nichts unterließen, was den Beifall ihrer Lehrer finden konnte. Seitdem ist es eine ständige Sitte geworden, dass die alljährlich zur Vertheilung kommenden Schulpreise außer von vielen alten Zöglingen auch von einflussreichen Heiden geschenkt werden. In dem Jahresberichte von 1894 finden wir zehn Hauptpreise, welche von Sr. Hoheit dem Maharadscha von Pudukotta [1], und fünf andere Preise, welche von Prinzen seines Hauses gespendet wurden.

Die Brahmanen dehnen diese Wertschätzung der hochwürdigen Patres dann auch auf die in der Seelsorge thätigen Missionäre aus, in denen sie nun die Mitbrüder ihrer Professoren von Tritschinopoli verehren. Als im Jahre 1887 Msgr. Canoz, der greise erste Oberhirte der Diöcese, die Stadt Madura besuchte, wurde er von einer großen Anzahl Brahmanen mit Musik und Kanonendonner begrüßt und ihm in einer feierlichen Versammlung ein kostbarer Shawl als Geschenk überreicht, alles Zeichen hoher Achtung in den Augen der Hindus.

Nach dem Ausdrucke Hübners misst der Orientale den Wert einer Sache mit dem Maßstabe des Prunkes, der sie umgibt. Die Wirksamkeit des Collegs wird daher durch manche der erwähnten Auszeichnungen, die demselben von Seite der Beherrscher des Landes zutheil werden, gefördert. Welch mächtigen Eindruck machte es auf die Kinder des Landes, wenn sie herrliche Carossen, mit dem britischen Wappen geschmückt, von Pferden in

[1] Tributäres Fürstenthum in der Präsidentschaft Madras mit 3574 km^2 und 320.000 Einwohnern.

funkelndem Geschirr gezogen und von Läufern in rother Livree und mit Federbüschen in den Händen umgeben, mit Aufsehen erregendem Gerassel in den Hof des Collegs einfahren sahen! Sowohl der Gouverneur von Madras als der katholische Vicekönig Lord Ripon, der Vertreter der großen Kaiserin von Indien, kamen, um dem Colleg ein Zeichen ihrer Achtung und Zuneigung zu geben. Die Regierung selbst ließ den Sohn eines Groß-Zemindars (großen Grundherrn) von Tandschur, nachdem sie letztern wegen verübter Räubereien auf die Andamaneninseln verbannt hatte, im Jesuiten-Colleg erziehen. Zugleich mit ihm besuchte ein anderer Prinz aus reinem Marattenblut die Vorlesungen, nämlich der junge Radscha von Tandschur, ein Abkömmling der berühmten Eroberer, die, vom Norden Indiens kommend, einst hier ein Königreich gründeten. Der junge Fürst kam jeden Tag in einem prächtigen Wagen angefahren, wobei ihm ein Vorreiter den Weg bahnte. Das Service, in dem der Prinz seinen Lunch einnahm, war von lauterem Silber, und überhaupt alles, was er gebrauchte, zeugte von königlicher Pracht.

In den jungen Heiden, die alle diese Schauspiele vor Augen haben, geht so allmählich eine Umwandlung vor, manche Vorurtheile, die sie mitgebracht, werden wankend, Achtung und Liebe, ja Stolz auf ihre Anstalt und ihre Lehrer beginnen wach zu werden. Allerdings ist auch dies nur bei jungen Leuten möglich, die noch genügend sittlich rein und darum unbefangen genug an alles herantreten. Der jetzige apostolische Delegat erklärt die erwachsene Generation für vielfach zu verdorben, um die Reinheit der christlichen Lehre zu ertragen [1], und ein Missionär von Madura macht mit Recht auf die günstigen Einflüsse aufmerksam, welche der Besuch einer katholischen Anstalt auch in dieser Hinsicht wie von selbst mit sich bringe. Die Entfernung aus dem heimatlichen Dorfe und damit von den endlosen religiösen Gebräuchen, welche besonders das weibliche Element der Jugend auferlegt, bewahren das Kind vor mancher Gelegenheit, das Schlechte frühzeitig kennen zu lernen; noch mehr trägt der häufige Verkehr mit den Patres, das tadellose Leben der weltlichen Lehrer, meist alter Zöglinge der Anstalt, ferner die strenge Schuldisciplin und endlich die Beziehungen zu christlichen Mitschülern dazu bei, das Kind sittlich rein zu erhalten. Unwillkürlich nimmt

---

[1] Msgr. Zaleski schreibt in seinem schon erwähnten Werke: »Der Grund, warum die heidnischen Eltern die katholischen Schulen vorziehen, ist, dass man dort strenge und vernünftige moralische Principien einzuflößen sucht. Die protestantischen, muselmannischen und heidnischen Schulen sehen wenig auf sittliche Erziehung, während man in den katholischen Anstalten auf diesen Punkt großes Gewicht legt. Dieses Verfahren ist eine Art Vorbereitung auf die Predigt des Evangeliums; die gegenwärtige Generation ist in dem Grade verdorben, dass sie nicht einmal fähig ist, die reine Lehre Christi zu verstehen. Darum gilt es, die junge Generation darauf vorzubereiten.«

dasselbe etwas von der christlichen Atmosphäre, die es umgibt, in sich auf. Gelingt es so, das Jünglingsherz (wenigstens im Vergleiche mit den Altersgenossen, die in rein heidnischer Umgebung aufgewachsen) unverdorben bis zu dem Zeitpunkte zu geleiten, wo es kräftiger zu pochen beginnt und seine edlen Triebe mächtiger erwachen, dann ist es eher befähigt, das Licht der Gnade zu empfangen, ihm zu folgen.

Es kann nicht wundernehmen, wenn auf so bearbeitetem Erdreiche manches fast ohne Wissen des Säemanns ausgestreute Samenkorn still zu keimen beginnt.

Die schöne Aufgabe, solche Samenkörner in reicherem Maße ausstreuen zu können, fällt dem Professor der englischen Sprache und Literatur zu, da die Erklärung der für die Prüfung vorgeschriebenen Dichter und Philosophen, welche der vom Christenthume geschaffenen Civilisation wenigstens angehören, von selbst dazu führt. Der Eifer des Missionärs ergreift gerne solche Gelegenheiten, und werden dieselben mit Klugheit benützt — das Gegentheil erzeugte in einem protestantischen Colleg von Madras wahre Schüleraufstände —, so finden die Zuhörer, über deren Häuptern das Damoklesschwert der Prüfung hängt, nichts daran auszusetzen. Manche schenken solchen Auseinandersetzungen nur die Aufmerksamkeit der Neugierde; bei andern greift es tiefer, und sie gehen den Pater dann in Privatgesprächen um weitere Erklärungen an. Ein Kosthaus, das die Patres zur Beherbergung einiger Brahmanenschüler eingerichtet, erleichtert solche Unterredungen. Oft bedrängen die jungen Hindus die Patres mit wißbegierigen Fragen über das ferne Europa, aber nie wird ihre Neugierde lebhafter, als wenn das Gespräch auf die religiösen Verhältnisse fällt. Für viele ist dies ja längst eine brennende Frage geworden, nachdem der lächerliche Götzenwahn bei ihnen alles Ansehen verloren. Solche wagen es nicht mehr, denselben zu vertheidigen und klammern sich höchstens an einige weniger albern erscheinende Lehren ihrer Ahnen, wie zum Beispiel die Seelenwanderung. Durch diese Erfahrungen ermuthigt, eröffneten die Patres für die Hörer der beiden höchsten Unterrichtsstufen einen eigenen Samstag-Cursus von Conferenzen, in denen Fragen der natürlichen Ethik behandelt werden. Die Katholiken stellen dazu das feste Contingent von Zuhörern, während den Heiden der Besuch vollkommen freisteht. Diese nehmen aber nach Hunderten daran theil. Dogmatische Fragen werden auch da nur indirect berührt, denn beim ersten hellern Lichtschimmer würden die anwesenden Heiden wie lichtscheue Fledermäuse davoneilen.

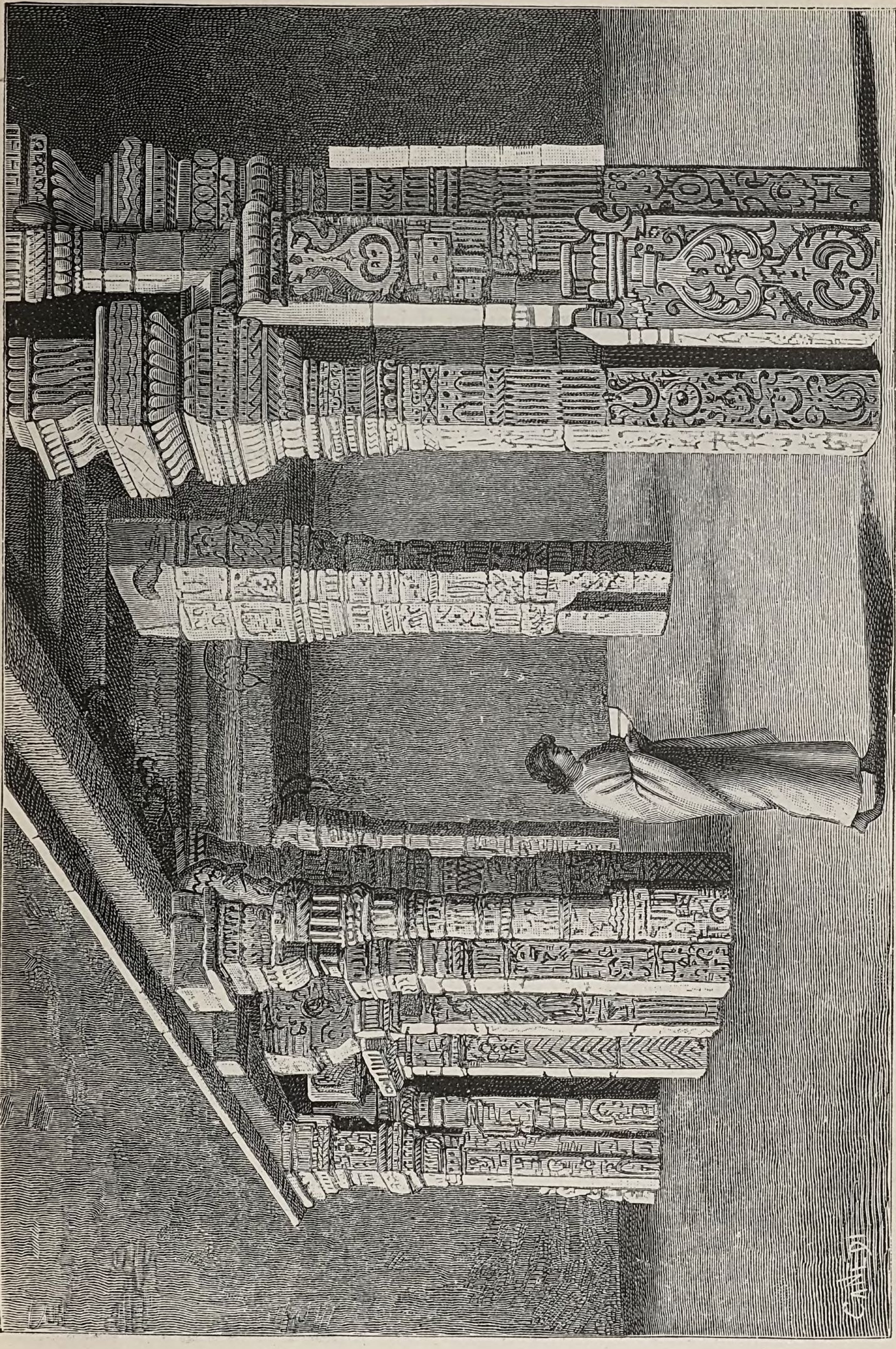
Neben diesen Gelegenheiten, welche Unterricht und Schule darbieten geben die gottesdienstlichen Ceremonien der katholischen Kirche unsern jungen Brahmanen manches zu denken. Ihr Götzendienst ist mit schändlichen Lastern

befleckt, und ihre Todten werden von Leuten verachteter Kasten mit widrigem Geschrei und im Laufschritt zum Scheiterhaufen getragen. Die Würde und die Innigkeit unseres Gottesdienstes hingegen verräth ihnen die Wahrheit dessen, was wir glauben, und der trostreiche Hoffnungsschimmer, der unsere Leichenbegängnisse verklärt, bezeugt ihnen die Gewissheit dessen, was wir vom Jenseits hoffen. Ein Externist, der dem Begräbnisse eines Paters beigewohnt hatte, gestand, von der Heiterkeit betroffen zu sein, mit der die Katholiken dem Tode ins Antlitz sehen, während ihn der Gedanke an denselben mit Schauder erfülle.

Stein um Stein bröckelt so ab vom stolzen, vieltausendjährigen Bau des indischen Wahnglaubens. Ein heftiger Kampf entbrennt in mancher jungen Brust, und umsonst suchen die jungen Leute sich über das Dasein dieses Kampfes hinwegzutäuschen. Eines Tages, als ein Pater seinem Programme gemäß eine Stelle von Francis Bacon erklärte, in der die Albernheiten der Vielgötterei übel wegkommen, wurde eine heftige Bewegung unter den Zuhörern bemerkbar. Während viele wie niedergeschmettert dasaßen, erhoben sich andere und legten laut Verwahrung ein gegen das, was sie die Verleumdungen des englischen Philosophen nannten. Der Professor begnügte sich, ruhig auf die Unwiderleglichkeit der vorgebrachten Gründe hinzuweisen und ohne weitere Erörterungen jene, die Schwierigkeiten vorzulegen hätten, zu einer Besprechung außer der Schule einzuladen. Man begreift, was das Herz des Priesters bei solchen Auftritten empfindet. Und wieviel Trauriges muss er hilflos mit ansehen! Da stirbt einer der Jünglinge verlassen einen Tod der Verzweiflung, dort sieht er einen seiner Schützlinge in sichtbarer Gewalt des bösen Feindes. Ich finde eine Stelle in einem Briefe, wo ein Missionär erzählt, dass er einen seiner Schüler, dessen Züge sich zu entstellen begannen, zum Verlassen der Schule auffordern musste. Schreckliches hatte der arme Besessene zu leiden. Nur schlecht verdeckt die indische Civilisation den bodenlosen Abgrund, der unter ihr gähnt.

Manchmal hingegen sind Anzeichen zu bemerken, die einen günstigen Ausgang dieser Seelenkämpfe verkünden. Bald sieht ein Professor jene abscheulichen Abzeichen, welche die Verehrer Wischnus und Schiwas unterscheiden, von einer Stirne verschwinden, bald bemerkt er, wie man sich über Kastengebräuche, die den Schutzwall des indischen Heidenthums bilden und die man noch vor Jahresfrist für unantastbar hielt, in engerem Freundeskreise hinwegzusetzen beginnt. Ja aus vertraulichen Mittheilungen weiß er, dass mancher der noch heidnischen Zöglinge im geheimen den Gott der Christen anruft und den süßen Namen seiner heiligen Mutter hinzufügt.

Mit den entgegengesetzten Gefühlen betrachten die Vorkämpfer auf gegnerischer Seite dieses Schauspiel. Jene Schichte der heidnischen Hindus,



Rest eines indischen Tempels als Schulsaal des Jesuiten-Collegs von Tritschinopoli.

welche um jeden Preis den falschen Glauben ihrer Ahnen retten wollen, kann in ihren Zeitschriften die Besorgnis nicht verhehlen, dass derselbe bei der jungen Generation erschüttert sei. Gerade in Bezug auf das Colleg von Tritschinopoli schreibt der Brahmane G. Ramaswami Ayar am 20. October 1888 im Madura Mail, einem dieser Organe, nachdem er den Verfall des alten Glaubens erwähnt, Folgendes:

»Ein Beispiel von allem dem haben wir in Tritschinopoli. Trotz der eifrigen religiös-patriotischen Gesellschaften, wie Siva Samaja und der Hindu Tract Society, welche ihr Möglichstes thun, um die jungen Leute in dem wahren und wunderbaren Glauben unserer Väter zu erhalten; trotz der Conferenzvorträge Brimah Sri Srinivasa Sastriyals und anderer großen Patrioten, welche mit Schrecken wahrnahmen, dass die christlichen Missionäre bei der vom Krebsschaden fremder Lehren angegriffenen Jugend außerordentliche Erfolge erzielen, und darum in hochherziger Weise ihr Leben dazu verwenden, um die erhabenen Wahrheiten der arischen Religion zu predigen: trotz alles dessen muss ich mit tiefem Schmerze sehen, wie junge Leute aus Tritschinopoli in öffentlichen Versammlungen erklären: »Gelehrte sind aufgestanden gegen uns, unsere nationale Religion ist todt und bedarf einer Erneuerung.« Ist das der Patriotismus Jung-Indiens, den man noch jüngst so gerühmt hat? Ach, die jungen Leute, welche noch vor kurzem die unerschrockensten Vorkämpfer der Hindu Tract Society waren und ihr Leben für dieselbe geopfert hätten, wenden ihr nun den Rücken zu, fortgerissen vom Zuge der Zeit.«

Die Anzeichen, welche den Untergang des Brahmaïsmus verkünden, sind klar, aber niemand weiß, wohin diese durch die europäische Schule bewirkte Krise führen wird. Im Jahre 1893 fand ein aus ganz Indien beschickter Congress von mehr denn 1200 solcher jungen Männer statt, die mit muthigen Worten den heidnischen Albernheiten Gerechtigkeit widerfahren ließen. Aber keiner aus diesen 1200 dürfte den Muth gehabt haben, diese Worte zur That werden zu lassen; in seine Familie zurückgekehrt, trägt ein jeder wiederum die schwere Fessel der heidnischen Gebräuche, über die er am Congress unter Gleichgesinnten gespottet. Dies charakterisiert den Zustand der Hindus, die eine höhere Schulbildung genossen haben [1].

[1] Graf Hübner erzählt in »Durch das britische Reich« I, 306 folgende Unterhaltung: »Ich frug einen der beiden Brahminen, jenen, der englisch sprach und daher, weil ihn sein Begleiter nicht verstand, ohne Rückhalt sprechen konnte: ‚Glauben Sie an Wischnu?‘ — ‚Nein, ich habe den Glauben verloren!‘ — ‚Wo und wie?‘ — ‚Im Collegium von Madura, als ich Englisch lernte.‘ — ‚Sie glauben also an nichts?‘ — ‚Ja, ich glaube, dass es vielleicht einen Gott gibt, der mich in einer andern Welt je nach meinem Verdienst belohnen oder bestrafen. wird Diese Ansichten darf ich aber in meiner

Aber warum dieser Mangel an Consequenz? Warum bekehren sich nicht wenigstens jene, die, wie manche Zöglinge von Tritschinopoli, der Wahrheit so nahe stehen?

»Ich weiß,« sagte eines Tages ein junger Brahmane zu seinem katholischen Mitschüler in Tritschinopoli, »ich weiß, dass deine Religion die wahre ist.« — »Warum bekehrst du dich also nicht?« war auch die Frage des letztern. — »Wo würde ich morgen essen,« erwiderte der Heide, »wo schon heute Abend schlafen, wenn ich Christ würde? Mein Vater, meine Mutter, alle Verwandten würden mich aus dem Hause jagen und meine Freunde mich verlassen. Den Fluch meiner Kaste auf mich zu laden, dazu kann ich mich nicht entschließen. Könntest du etwa mir Nahrung und Wohnung verschaffen? Von den Patres kann ich dies doch nicht verlangen. Und überdies, nie würde eine Brahmine einem christlichen Brahmanen die Hand reichen.«

Ausstoßung aus Familie und Kaste und damit aus der indischen Gesellschaft, erzwungene Ehelosigkeit, Verfolgung und fast der Hungertod wären die Folgen eines solchen Schrittes. Gewiss, der Besitz des wahren Glaubens wäre damit nicht zu theuer erkauft, und Gott würde so heldenmüthige Opfer ebenso unzweifelhaft belohnen, als er das unbestreitbare Recht hat, sie zu fordern. Aber soll dies der Weg sein, auf dem die Mitglieder der großen Brahmanenkaste in die wahre Kirche eintreten? Soll jeder einzelne den Gefahren eines solchen Opferlebens ausgesetzt werden? Und wie viele werden solche Opfer wirklich bringen? Für die Bekehrung der Brahmanen wäre damit wieder nichts geschehen, denn *eine* solche vereinzelte, mit dem Verluste der Kaste verbundene Bekehrung würde *hundert* und *tausend* andere verhindern.

Nur *ein* Weg führt, wie die Missionäre seit Jahren wiederholen, zur Gewinnung dieser einflussreichen Kaste für den wahren Glauben, und dieser ist die Bekehrung mehrerer, schon selbständiger und verheirateter, alter Zöglinge der Anstalt, welche vereint der ersten Aufregung ihrer Kastengenossen kühn die Stirne bieten. Das Dasein einer so geschaffenen christlichen Brahmanengemeinde würde die Sachlage wie im Handumdrehen ändern. Die Schwierigkeit besteht darin, den eisernen Ring der Kaste zu durchbrechen; ist aber demselben einmal eine bedeutendere Bresche beigebracht, dann werden die jungen Brahmanen, welche durch die stille Arbeit des Collegs genügend vorbereitet sind, mit immer größerer Leichtigkeit und vielleicht in Massen in die Kirche einziehen. *Ein* solcher entscheidender und mit Klugheit benützter Sieg, und die Kirche wird Triumphe feiern!

Familie nicht verlautbaren. Auch muss ich fortfahren, den Tempel zu besuchen, sonst würde ich meine Kaste verlieren.'«

Zweiundfünfzig Jahre sind seit Gründung des St. Josef-Collegs verflossen; seit dreißig Jahren nimmt dasselbe auch heidnische Jünglinge auf, und seit vierzehn Jahren gehört die Mehrzahl derselben der Brahmanenkaste an, und noch um die Mitte des Jahres 1894 gab es, wie man aus Tritschinopoli schrieb, in der ganzen Präsidentschaft von Madras keinen einzigen katholischen Brahmanen.

Allein — Gott sei gedankt — heute, wo wir diese Zeilen schreiben, ist dem nicht mehr so. Wie ein Freudenschrei gieng es vor zwei Jahren durch die katholische Missionspresse aller Zungen, dass am 1. und 3. September 1894 drei Brahmanen in Tritschinopoli das Sacrament der Wiedergeburt empfangen haben.

IV.

Die ersten christlichen Brahmanen.

1.

Im Jahre 1890 war es im Colleg von Tritschinopoli zu einem regelrechten Aufruhr von Seite der heidnischen Studenten gekommen. Zwei der Rädelsführer wurden aus der Anstalt entlassen, doch ein dritter, wie sich später herausstellte, der schuldigste von allen, wusste dafür zu sorgen, dass genügende Beweise gegen ihn fehlten, und blieb somit von dieser Maßregelung verschont. Es war dies einer der verbissensten Brahmanen, der Sohn eines einflussreichen Schastri (indischen Gottesgelehrten). P. Billard, dessen Classe der junge Mann angehörte, hatte sich nach dem ersten Gespräche mit ihm fest vorgenommen, ihm in Zukunft aus dem Wege zu gehen, um nicht an ihm Zeit und Mühe zu verschwenden. Allein nachdem jener Aufruhr bereits gänzlich beigelegt und fast in Vergessenheit gerathen war, stellte sich Mahadhevan — so hieß der junge Brahmane — bei P. Billard ein und legte ihm verschiedene ganz ernsthafte Fragen über Religion vor. Da jedoch der Pater in seinem wohlbegründeten Misstrauen nicht an die Aufrichtigkeit des Fragestellers glauben konnte, erklärte er ihm mit dürren Worten, dass er von ihm nichts zu erwarten habe. Ohne sich abschrecken zu lassen, erneuerte der junge Mann seine Bitte mit der Versicherung, es sei ihm vollkommen ernst, er wünsche dringend seine Zweifel gelöst zu sehen und seine Seele zu retten. Erst nach zweimonatlichem Zuwarten ergab sich der Pater der unleugbaren Thatsache, dass es wirklich aufrichtig gemeint sei, und musste sich noch Vorwürfe darüber machen, so lange an dem Wirken der göttlichen Gnade gezweifelt zu haben. Er begann den jungen Brahmanen zu unterrichten, was um so leichter geschehen konnte, als beim Vorleben desselben niemand auf den Gedanken kam, die hierzu nöthigen häufigen Unterredungen könnten die Religion zum Gegenstande haben.

Am Ende des Schuljahres bestand Mahadhevan erfolgreich seine Prüfung als Baccalaureus (Bachelor of Arts). Da führte P. Billard denselben, nachdem er ihn über das Geheimnis der Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sacramente unterrichtet und zu einem festen Glaubensact gebracht hatte, zum erstenmal in die Hauskapelle des Collegs und kniete mit ihm zum Gebete nieder. Ein Brahmane auf den Knien vor Jesus Christus, das war ein seltenes Schauspiel im weiten anglo-indischen Reiche.

In Anbetracht seines Vorlebens durfte man noch immer einige Zweifel über die Dauerhaftigkeit dieser Bekehrung hegen, bis ein Ereignis alle Bedenken zerstreute. Nach der obenerwähnten Vollendung seiner Studien schlug sein Schwiegervater, ein sehr einflussreicher Mann, vor, ihm eine Staatsanstellung mit 40 Rupien Monatsgehalt zu verschaffen, jedoch in einem Orte, der sehr weit von Tritschinopoli entfernt war und an dem er jedes geistlichen Beistandes beraubt gewesen wäre. Auf die Vorstellungen seines Seelenführers, dass er, wenn ihm das Heil seiner Seele am Herzen liege, sich jetzt nicht von Tritschinopoli zu weit entfernen dürfe, brachte er großmüthig das Opfer und begnügte sich während zweier vollen Jahre mit einer kleinen Anstellung, die in jeder Beziehung der erstern nachstand und bloß 15 Rupien monatlich eintrug. Dies war für einen Inder zumal eine heroische That, und kein Zweifel an der Aufrichtigkeit dessen, der sie vollbracht, war mehr erlaubt.

Die Stellung Mahadhevans, der nun mit einer großen Zahl gebildeter jungen Leute, meist Brahmanen, beim Collector (Kreisvorsteher) von Tritschinopoli beschäftigt war, war keine leichte, und man kann sich denken, wie vielen Neckereien und Anfeindungen seine Überzeugung in diesen Kreisen ausgesetzt war. Allein in seinem Glauben gut unterrichtet und mit den Albernheiten und Schattenseiten des indischen Götzenwahnes aus eigener Anschauung wohl vertraut, verstand er es, jedem, der sich in einen Streit mit ihm einließ, den Mund zu schließen. Ja er brachte durch gelegentliche Vertheidigung der christlichen Wahrheit mehr als einen der Brahmanen zum Nachdenken.

Damals verbrachte einer derselben, namens Doreisamy Ayar, subjudge (Unterrichter) in einem andern District, einen Urlaub in Tritschinopoli. Da er im Sanskrit sehr bewandert und Mitglied der theosophischen Gesellschaft[1] von Madras war, forderte der Scherestadar, der erste Unterbeamte

---

[1] Die Apostel dieser »theosophischen« Lehren, welche in Indien auftreten, erklären es als ihre Aufgabe, einen orientalischen Spiritualismus an Stelle des europäischen Materialismus zu setzen. Mit dieser Behauptung deckt sich ungefähr die andere, dass alle Religionen gut seien, wenn sie recht verstanden werden, mit einziger Ausnahme des positiven Christenthums. Eine alle umfassende Menschenliebe und Brüderlichkeit soll

des Collectors, Mahadhevan auf, Doreisamy aufzusuchen und mit ihm über die Wahrheit des christlichen Glaubens zu disputieren. Daraufhin fand eine lange vierstündige Unterredung statt in Gegenwart des Scherestadars und mehrerer vornehmen Persönlichkeiten der Stadt. Mahadhevan begann mit einer kurzen Auseinandersetzung der christlichen Lehre, worauf Doreisamy ihn aufforderte, das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit darzulegen, und schließlich kam das Gespräch auf den Fall Adams, von dem dieser meinte, dass er mit der göttlichen Voraussicht des Zukünftigen unvereinbar sei und darum die Sünde Gott selbst zur Last falle. Mahadhevan benützte die Gelegenheit, um den richtigen Begriff der menschlichen Freiheit auseinanderzusetzen und die Widersprüche nachzuweisen, in die man durch Leugnung derselben gerathen. Anfangs stimmte der Scherestadar bei; da aber Doreisamy seine Ansichten festhielt, schwenkte er um und stellte sich auf dessen Seite.

Auch für Doreisamy war die Stunde nicht mehr ferne, wo die Gnade, die schon seit einigen Jahren an sein Herz pochte, den Sieg davontragen sollte. Er war der Sohn eines reichen miraschdar (Besitzers von Reispflanzungen) im Bezirke von Tandschur, gehörte somit, ebenso wie Mahadhevan, einer einflussreichen Brahmanenfamilie an und hatte wie dieser seine Studien im St. Josefs-Colleg gemacht. Seit einigen Jahren schon war er mit einem der Patres enger befreundet, doch hatte derselbe mit seinen Vorstellungen in Bezug auf die religiöse Frage bisher anscheinend tauben Ohren gepredigt. Da machte P. Lacombe an einem großen heidnischen Festtage Doreisamys Bekanntschaft. Es entspann sich ein langes Gespräch über religiöse Wahrheiten, in dem der Brahmane seinen Abscheu vor dem Brahmanismus eingestand; er werde jedoch demselben erst in seinen alten Tagen entsagen, um sich auf den Tod vorzubereiten. Der Pater machte ihm ohne Schwierigkeit begreiflich, welchen Gefahren er sich mit einem solchen Vorhaben aussetze. Ein heftiger Kampf folgte, doch schon am nächsten Tage

---

nach ihrer Meinung zu einer Vereinigung der ganzen Menschheit führen. Ein Theil der gebildeten Hindus, denen es unmöglich ist, an den alten Götterlehren festzuhalten, und die doch nicht alles über Bord werfen wollen, — bemächtigen sich mit Hast dieser Anschauungen. Nach ihrer Ansicht bedarf die gegenwärtige Hindu-Religion nur einer Reinigung von den im Laufe der Zeit ihr beigemischten »heterogenen« Elementen. Zu den »Vedas« und den andern heiligen Büchern zurückkehrend, werde man die reine Wahrheit finden. Treffend sagt Hübner (»Durch das Britische Reich« II, 17) von solch eitlem Beginnen: »Die Wissenschaft zerreißt die Nebel des Aberglaubens, sie stürzt die falschen Götter, aber sie bewerkstelligt dies nicht, ohne im Herzen des Adepten eine gewisse Leere zurückzulassen. Wird diese nicht ausgefüllt durch neue Überzeugungen, so handelt er wie der Ertrinkende, der sich an einen Strohhalm klammert. Er bemächtigt sich irgend einer hohlen Formel, aber beim ersten aufsteigenden Zweifel wirft er sie von sich: der Strohhalm bricht in seiner Hand, und er verfällt dem Nichts.«

suchte er einen andern Pater auf und erklärte sich nach kurzem Gespräche für überzeugt. Ein heißes Gebet zum wahren Gotte eröffnete auch bei ihm einen neuen Abschnitt seines Lebens.

Ein Begebnis möge hier Erwähnung finden, das sich um diese Zeit abgespielt hat und auf vollkommen glaubwürdigen Nachrichten beruht. Neben den theosophischen Theorien treibt, besonders von Amerika aus genährt, der Spiritismus in Indien großen Unfug. So befasste sich eine amerikanische Agentschaft in Calcutta mit dem Verkaufe kleiner herzförmiger Brettchen oder Scheiben, die auf der Unterseite kleine Rädchen und am Ende eine Öffnung zur Aufnahme eines Bleistiftes besaßen. Legen zwei Personen ihre Hände auf das Brettchen und stellen sie eine Frage, so erhalten sie sogleich eine Antwort, doch muss die Frage in sehr höflicher Form gestellt werden; die gewöhnliche Anrede an das Brettchen lautet: »Gnädige Frau, ich grüße Sie.« Man kann sich denken, dass diese Brettchen, die nur 3 Rupien kosteten, bald zur weitestverbreiteten Modesache wurden; die Post hatte jeden Tag solche zu vertheilen, und die Missionäre mussten alles aufbieten, um ihre Christen von diesem Teufelsspuke abzuhalten. Auch offenbare Lügen — so hatten die Brettchen einigen heidnischen Schülern der Anstalt die schmeichelhaftesten Aussichten für ihre Prüfungen gemacht, und nachher waren dieselben elendiglich durchgefallen — genügten nicht, um sie in Verruf zu bringen. Eines Tages nun kam Doreisamy zu P. Lacombe ins Colleg geeilt und meldete ihm, er sei ganz erschüttert von dem, was er soeben gehört und gesehen. Man hatte ihn in ein Haus geführt, wo eines dieser Brettchen in Thätigkeit war, und er hatte dort folgende Fragen und Antworten vernommen: »Ist die Hindu-Religion wahr?« — »Ja.« — »Ist der Buddhismus wahr?« — »Ja.« — »Ist die christliche Religion wahr?« — »Nein.« Bei diesem letzten Bescheid konnte sich der schon bekehrte Doreisamy nicht enthalten, auszurufen: »Das ist eine Lüge! Ich wette, dass das Brettchen nicht schreibt, wenn ich ein Kreuz oder eine Benedictmedaille, wie die Christen sie tragen, auf dasselbe lege.« Sogleich stellten die andern jungen Leute die Frage: »Gnädige Frau, würden Sie in Gegenwart eines Kreuzes oder einer Benedictmedaille schreiben?«

Eine bejahende Antwort hatte Doreisamy etwas stutzig gemacht, er war aber doch ins Colleg geeilt, um eine Medaille zu verlangen. Der Pater glaubte angesichts der geschehenen Herausforderung nicht zurückweichen zu können und gab dem jungen Manne, auf dessen kindlichen Glauben vertrauend, den gewünschten Gegenstand. Derselbe legte die Medaille auf das Brettchen, und zum Staunen aller blieb der bisher so gesprächige Geist bei allen Fragen, die auch an ihn gerichtet werden mochten, vollkommen stumm. Ja während sich das Brettchen früher, auch wenn keine Frage gestellt

wurde, beständig bewegte, rührte es sich jetzt gar nicht. Man bestürmte den Geist während einer halben Stunde mit Fragen, ohne etwas zu erreichen. Doreisamy entfernt die Medaille. Der Geist bleibt aber noch immer stumm. Endlich wendet er sich selbst an ihn mit den Worten: »Sage einmal, willst du in Gegenwart der Medaille schreiben?« Da setzt sich das Brettchen in Bewegung und schreibt ein großes »Nein«. Man wiederholte nun noch mehrmals dieselbe Frage und erhielt stets dieselbe Antwort, bis schließlich der Geist erklärte, er werde in Gegenwart Doreisamys überhaupt nichts mehr schreiben.

Wir überlassen es unsern Lesern, den richtigen Schluss daraus zu ziehen und zu beurtheilen, ob der Erklärungsversuch eines der Anwesenden genügend sei, das Brettchen habe deshalb ein so beharrliches Stillschweigen beobachtet, weil man es ihm gegenüber an der nöthigen Höflichkeit habe fehlen lassen.

Nachdem Doreisamy vollkommen für die Wahrheit gewonnen war, trat er in enge Beziehungen zu Mahadhevan. Beide waren bereits verheiratet und mieteten nun gemeinschaftlich ein Haus, das sie mit ihren Frauen und andern Verwandten bewohnten.

Mahadhevan arbeitete schon an der Bekehrung seiner Frau. Bei der Geradheit ihres Herzens, und da sie eine gute Erziehung genossen und lesen konnte, schritt der Unterricht schnell voran. Ihr Auge öffnete sich bald der Wahrheit. Mit Sorgfalt unter dem wachsamen Auge ihrer Mütter und der andern weiblichen Mitglieder der Familie erzogen und durch die in Bezug auf die Frauen so strengen Kastengebräuche geschützt, wären die Brahmanenfrauen für die Annahme der christlichen Wahrheit ganz besonders befähigt, doch ist der Zugang zu ihnen den Missionären vollkommen verwehrt.

Die Feuerprobe der Verfolgung konnte dem Ehepaar nun nicht lange erspart bleiben. Es war für die Eltern und Schwiegereltern Mahadhevans nicht schwer, die Veränderung, die in ihren religiösen Anschauungen vor sich gegangen war, zu bemerken; beide hatten alle heidnischen Gebräuche aufgegeben und der Mann wohnte täglich der heiligen Messe bei. Sofort wurde Lärm geschlagen, und die ganze Verwandtschaft vereinigte sich zum Angriff. Allein nicht nur Mahadhevan, sondern auch die erst sechzehnjährige Frau, die nach wenigen Tagen des Unterrichtes sich bereits Angriffen ausgesetzt sah, zeigte wahrhaft männlichen Muth. Eines Tages kam ihre Mutter mit dem festen Entschlusse, ihre Tochter mit sich fortzunehmen, nach Tritschinopoli. Sobald jedoch letztere diese Absicht merkte, sagte sie zu ihrem Manne: »Was immer für Gründe meine Mutter vorbringen mag, gib nicht zu, dass ich mit ihr fortgehe.« Weder Liebkosungen noch Drohungen vermochten die

Beharrlichkeit der jungen Katechumenin zu erschüttern. Später, als sie dem Gebrauche ihrer Kaste gemäß einige Zeit im Schoße ihrer Familie zubringen musste, weckte ihr Vater sie eines Tages in aller Frühe aus dem Schlafe und drang drei Stunden lang mit Vorstellungen auf sie ein. Der Kampf war hart für ihr Kindesherz, aber sie wankte nicht und kehrte entschlossener denn je zu ihrem Manne zurück. Dort wurde die junge Katechumenin auch ihrerseits zum Apostel an ihrer Umgebung.

Das Ehebündnis dieser beiden Katechumenen ist von providentieller Bedeutung in der Bekehrungsgeschichte der ersten Brahmanen, zunächst für Balachandram, einen Bruder der muthigen Frau. Noch mehr vielleicht als in dem der beiden andern Brahmanen zeigt sich in seinem Leben die Fürsorge, mit der Gott darüber wacht, dass alle Menschen zur Erkenntnis der zum Heile nothwendigen Wahrheit gelangen. In den achtziger Jahren hatte Balachandram das St. Josefs-Colleg besucht und wurde schon damals durch den Verkehr mit einem der eingebornen Ordensleute der Gesellschaft Jesu für die Wahrheit gewonnen. Da geschah es, dass sein Vater, ein höherer Beamter, nach Kombakunam versetzt wurde, und Balachandram musste das Jesuitencolleg mit dem heidnischen der genannten Stadt vertauschen. Im folgenden Jahre wurde er in das protestantische Colleg von Tandschur und endlich in das heidnische von Madura geschickt. An allen diesen Anstalten jedoch blieb seine Seelenverfassung dieselbe. Der vierzehn- oder fünfzehnjährige junge Brahmane fühlte stets heftigen Abscheu gegen alles Böse; er floh schlechte Gesellschaften und blieb gewöhnlich allein in seiner Kammer. Wunderschöne Briefe bezeugten während drei bis vier Jahren sein lebhaftes Verlangen nach der heiligen Taufe. Da gab sein Vater, ohne das Geringste von den religiösen Anschauungen seines Sohnes und Mahadhevans zu ahnen letzterem seine Tochter zur Frau. Balachandram selbst musste noch in der Stadt Madura bleiben und hatte dort eine ziemlich harte Behandlung von Seite des Beamten auszuhalten, bis derselbe auf einmal, im Juni 1894, sein Verfahren ändernd, seinem Sohne volle Freiheit ließ, zu gehen, wohin er wollte. Dieser reiste nun nach Tritschinopoli und wohnte einige Zeit in dem Brahmanenkosthaus der Patres. Da jedoch sein Fernbleiben von allen heidnischen Ceremonien bald Verdacht erregte und einen allgemeinen Austritt der Brahmanen aus der Anstalt nach sich ziehen konnte, übersiedelte er nach einiger Zeit zu seinem Schwager Mahadhevan.

Die ersten Neubekehrten aus der Kaste der Brahmanen (sämmtlich im Alter von 20 bis 25 Jahren) waren so in einem Hause vereint. Auch die Frau Doreisamys war inzwischen unterrichtet worden, und alle fünf Katechumenen bereiteten sich in aller Stille auf die heilige Taufe vor, die ihnen am nächsten Weihnachtsfeste gespendet werden sollte.

Trotz aller Vorsicht verbreitete sich jedoch die Kunde, dass in kurzem einige Brahmanen Christen werden sollten. Brahmanen Christen werden — das war den Heiden doch zu stark. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, um dieses vermeintliche Unheil zu verhüten. Die Plackereien wurden bald unerträglich, und die Missionäre sahen, dass sie nicht bis Weihnachten



Indischer Knabe der Tamil-Bevölkerung in einer Werkstätte.

warten dürften. Es war dringend nothwendig, die muthigen Katechumenen mit der doppelten Kraft zu stärken, die ihnen die Taufe und das Brot der Starken verleihen mussten. Im Colleg wurde immer eifriger gebetet. Zugleich schaute man nach Hilfsmitteln aus, um den Brahmanen eine Wohnung zu verschaffen, wo sie in Sicherheit wären. Leider ohne Erfolg; die Obern der Mission, die für so viele Bedürfnisse aufzukommen haben, konnten nichts für sie thun.

Sollte also das Schiff noch im Hafen scheitern und eine Gelegenheit zur Bekehrung der Brahmanenkaste, wie sie sich in zehn Jahren nicht wieder bieten dürfte, unbenützt vorübergehen? Diese besorgte Frage stellten sich die Missionäre, als Gott helfend eingriff und die Ereignisse sich überstürzten.

2.

Um Mitte August wurde ein großes Brahmanenfest gefeiert, die Erneuerung der Schnur, welche von den Brahmanen als ausschließliches Abzeichen ihrer Kaste quer von einer Schulter zur Hüfte getragen wird. Mit Argusaugen wurde beobachtet, wie sich die drei verdächtig gewordenen Brahmanen bei dieser Gelegenheit benehmen würden. Die Eltern Doreisamys und der älteste Bruder Mahadhevans kamen mit dem festen Entschlusse, um jeden Preis den drohenden Schandfleck von ihren Familien abzuwenden. Drei Tage voll verzweifelter Kämpfe und peinlicher Auftritte folgten. Während der ersten zwei Tage und Nächte wechselten der Vater und die Mutter Doreisamys mit ihren Versuchen ab, ihren Sohn wankend zu machen, ohne ihm Zeit zum Essen oder Schlafen zu gönnen. Man erinnerte ihn an die Schmach, die auf die Verwandtschaft und die Kaste falle, an die zeitlichen Nachtheile, welche für einen Brahmanen mit dem Übertritt zum Christenthum verbunden seien. Kein Bedenken wurde übergangen, keine Seite des menschlichen Fühlens unangeschlagen gelassen. Doreisamy antwortete auf alle Einwände mit Festigkeit, doch ohne eine endgiltige Erklärung abzugeben. Endlich Samstag, den 19. August, verlangte man von ihm einen Schwur, dass er niemals Christ werden und sogleich an den heidnischen Ceremonien theilnehmen wolle. Nun erklärte er ohne Umschweife, er sei entschlossen, sich taufen zu lassen, und zwar um jeden Preis, auch um den seines Lebens. Als seine Mutter diese Worte hörte, stürzte sie aus dem Hause heraus mit dem Rufe, sie wolle sich ertränken; denn ihr Sohn sei verloren. Mit lautem Geschrei durcheilte sie die Straße, den Entschluss ihres Sohnes und Mahadhevans (der inzwischen die Zornesausbrüche seines Bruders auszuhalten hatte) kundmachend und die heidnische Menge aufstachelnd.

Während dieser Vorgänge bereiteten die Schastris und die Götzenpriester der Stadt im Vereine mit den Lehrern der der Wohnung der Brahmanen-Katechumenen gegenüber liegenden National School einen Anschlag vor. Am Abend gieng der Krawall los. Der junge Balachandram wurde zuerst angegriffen, kam aber dank der Dazwischenkunft einiger Freunde mit einigen Schlägen und einer Flut von Schimpfworten davon. Auch die Frau Mahadhevans hatte ihre Thüre fest verschlossen, und man begnügte sich, sie zu beschimpfen. Die volle Wuth der Heiden entlud sich auf Maha-

dhevan selbst, den sie als den Urheber des Unheils ansahen. Er wurde auf der Straße ergriffen und unter Schlägen und Schmähungen vor ein Standbild des Götzen Pulayar, ein mit einem gewaltigen Bauche und einem Elephantenrüssel versehenes Scheusal, geschleppt. Nachdem man ihm hier »geweihte« Asche auf Kopf und Stirne gestreut hatte, befahl man ihm, das Götzenbild unter den herkömmlichen Verbeugungen anzubeten, und drückte ihm Geschenke in die Hände, die er der Gottheit darbringen sollte.

Das Opfer, das bis dahin schweigend und betend alles über sich ergehen ließ, richtete sich nun mannhaft auf und erklärte, nie werde er einen solchen Frevel begehen. Daraufhin nahm die Wuth der Umstehenden eine so drohende Gestalt an, dass er meinte, seine letzte Stunde sei gekommen. Er brachte Gott das Opfer seines Lebens dar und empfahl ihm Weib und Kind.

Indessen gelang es einigen Freunden, die tobende Menge etwas zu beruhigen, und da seine Wohnung in nächster Nähe lag, konnte sich Mahadhevan in dieselbe retten. Sein Schwager, der junge Balachandram, brachte gegen 9 Uhr auf weitem Umwege die Nachricht von dem Geschehenen in das Colleg, und als die Menge sich zerstreut hatte, kam Mahadhevan selbst dahin, um die Patres der tödtlichen Unruhe zu entreißen, in der sie sich betreffs seiner befanden.

Am folgenden Tage um 8 Uhr rottete sich von neuem eine Menschenmenge unter lauten Todesdrohungen vor dem Hause Mahadhevans zusammen und schien zu einem entscheidenden Schlage bereit. Die Polizei ließ alles ruhig geschehen, die einflussreichsten Mitglieder derselben waren eben selbst Brahmanen. Darum sahen die Patres kein anderes Mittel, als den englischen Collector, einen billig denkenden Mann, um Hilfe zu bitten. Sofort ergieng ein gemessener Befehl an den Polizei-Inspector, der nun das Haus Mahadhevans während der Nacht von einer Anzahl Peons bewachen ließ. Am nächsten Morgen, früh um 3 Uhr gelang es, die ganze Familie mit Hilfe eines eifrigen Christen unbemerkt auf die andere Seite der Stadt in die Nähe des Christenviertels zu übersiedeln. Hier waren sie in Sicherheit.

Was war inzwischen aus Doreisamy geworden? Während die Menge Mahadhevan angriff, wurde er mit Gewalt in einen Wagen geworfen und weit weg von Tritschinopoli abgeführt. Ein Schwarm von fünfzig heidnischen Weibern machte sich an seine Frau mit der Aufforderung, die Götzen anzubeten. Doch umsonst. Trotz aller Drohungen und Schläge, die auf sie niederregneten, blieb sie unerschütterlich, und schließlich entführte man auch sie in derselben Richtung, wie früher ihren Gatten. Aber siehe da! — schon am nächsten Morgen erschien Doreisamy unerwartet im Colleg. Seine Eltern hatten, von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt, ihn endlich in

Ruhe gelassen, und er hatte dies sogleich benützt, um sich aus dem Staube zu machen. Seine Frau war jedoch im Gewahrsam zurückgeblieben.

Die Wirkung, welche diese unruhigen Tage auf die allgemeine Stimmung ausübte, war eine recht günstige. Obwohl die heidnischen Priester und andern Rädelsführer vor Wuth knirschten, schämten sich doch die gebildeten Heiden, vor allem die alten Zöglinge des St. Josef-Collegs, dass ihre Religion zu solchen Waffen ihre Zuflucht genommen, und widersetzten sich von nun an jeder weitern Gewaltthat. Der Kampf wurde nunmehr durch List oder flehentliche Verstellungen geführt. Da erschien ein ehrwürdiger Brahmane, um seine väterlichen Mahnungen vorzubringen; dann kamen vier Brahmanen-Damen, um im Namen der Mutter Balachandrams zu erzählen, was diese seinetwegen leide; bald wurde das Gerücht ausgesprengt, dass sich der Vater des einen ums Leben gebracht, bald, dass die Mutter des andern vor Gram im Sterben liege. Eine peinliche Versuchung wurde Balachandram und seiner Schwester von Seite eines väterlichen Onkels bereitet. Mit Thränen in den Augen beschwor dieser seinen Neffen, wenigstens zwei Tage vor der Taufe bei ihm zuzubringen, da er doch wisse, dass er nach derselben ihm sein Haus verschließen müsse. Nach diesem Besuche wolle er ihn als gestorben betrachten. Schon wollte Balachandram auf den Vorschlag ingehen, als er sich entschloss, noch um Rath zu fragen. P. Lacombe konnte ihm begreiflicherweise nur abrathen, und als dieses Opfer dem jungen Brahmanen schwer fiel, zeigte er ihm den Text des hl. Matthäus: »Wer seine Eltern mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert«, mit der Aufforderung, solange das Gebet »Memorare« zu wiederholen, bis er den Sieg über sich errungen hätte. Am folgenden Morgen kam Balachandram triumphierend zurück; er war zu allem entschlossen. Allerdings hatte er wohl mindestens 380 »Memorare« gebetet; denn der Kampf war hart und lange gewesen. Die Folge zeigte, wie zutreffend die Voraussicht der Patres war. Sein Vater hatte auf einen ihm günstigen Ausgang der Sache gerechnet und Diener gesandt, die seine Tochter abholen sollten. Da Mahadhevan abwesend war, wäre dies gelungen, wenn nicht Balachandram sich widersetzt hätte.

So kam der für die Taufe bestimmte Tag heran. Am 1. und 3. September 1894 floß das Wasser der Wiedergeburt über die Stirnen der drei Brahmanen Mahadhevan, Doreisamy und Balachandram, sowie der Frau und des Töchterchens des erstern. Die drei Männer erhielten die Namen Vincenz, Josef Peter und Stanislaus Maria. Es war dies die erste Gruppe von Brahmanen, welche seit ungefähr 250 Jahren in diesem Theile Indiens durch die Taufe in die wahre Kirche eintrat. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde diese Nachricht wie die Morgenröthe eines neuen glückverheißenden, Tages, der über die indischen Missionen aufgieng, begrüßt, zumal von jenen

welche mit den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes vertraut sind. »Das sind«, schreibt ein Missionär des Missionsseminars von Paris aus den Wäldern Maissurs, »das sind endlich die langersehnten Erstlingsfrüchte Ihres Collegs von Tritschinopoli, die ersten kostbaren Ähren jener unermesslichen Ernte, die sich vor unsern sehnsüchtigen Augen ausbreitet.« Der hochw. Herr A. Pierre aus derselben Missionsgesellschaft, ein Veteran der indischen Missionäre, stimmt das »Nunc dimittis« Simeons an, nachdem er diesen freudenreichen Tag gesehen. Nicht minder laut spricht die Bedeutung dieses Tages aus den abfälligen Stimmen der christenfeindlichen Presse. Die indischen Blätter bis hinauf nach Calcutta brachten giftsprühende Artikel gegen die Neophyten, die zum erstenmal die eisernen Ketten des Kastenwesens zu sprengen gewagt. Mahadhevan wurde in denselben »jesuitischer Raserei« angeklagt. Ein liberales Blatt, der Madras Standard, machte hierin eine löbliche Ausnahme; derselbe bekannte, dass dieses Ereignis zeige, »was ein Mann von tiefer und fester Überzeugung ertragen kann und mit welcher Kraft eine Frau ihrem Manne in der Stunde der Prüfung helfend und ermuthigend zur Seite zu stehen vermöge«.

Nur unter steten Kämpfen hatten die Brahmanen ihren Eintritt in die Kirche durchgesetzt; bald sollten sie gewahr werden, dass sie nur unter neuen Kämpfen den übernommenen Verpflichtungen getreu bleiben konnten. Sie waren Kinder der streitenden Kirche Christi geworden. Sie hatten alle Vortheile opfern müssen, welche der Reichthum ihrer Familien ihnen bisher geboten hatte; man musste aber darüber wachen, dass sie alle Vorrechte ihrer Kaste, soweit dieselben keinen heidnisch-religiösen Charakter hatten, beibehielten. Nur so ist es möglich, dass sie selbst die Privilegien der Kaste beibehalten und andern den mit so viel Mühe gebahnten Weg zum wahren Glauben offen lassen. Andererseits aber war es für die Verwandten und die Stimmführer der Kaste eine leichte Sache, gerade diesen Umstand zum Angriffspunkte zu machen. Gelang es, die Kastengebräuche bei den Neophyten zum Falle zu bringen, dann war die Brahmanenkaste wieder für unabsehbare Zeit gegen das Eindringen des Christenthums gefeit.

Die Nahrung eines Brahmanen darf nach einem dieser Kastengesetze nur wieder von einem Brahmanen zubereitet werden. »Wenn wir«, so dachten die Vertheidiger der Kaste, »die Frauen der zwei verheirateten neuen Christen entführen, dann werden dieselben niemanden haben, der ihre Mahlzeiten bereitet, und entweder ihren neuen Glauben verleugnen oder durch Verstoß gegen die Gebräuche sich zu Parias degradieren.«

Die Frau Doreisamys war noch immer nicht unter das Dach ihres Gatten zurückgekehrt. Nun erschien die Schwiegermuttre Mahadhevans und lud ihre Tochter und Enkelin zu einem Besuche, nur für drei Tage, nach

Tandschur ein. Mahadhevan war unvorsichtig genug, auf das Anerbieten einzugehen. Die drei Tage vergiengen, es wurden Wochen daraus, und Maria Annammal kam nicht zurück.

Der Plan war gut ausgedacht, nur hatte man nicht mit dem Opfermuth der Neophyten gerechnet, die sich nun daran machten, ihre Küche selbst zu besorgen. Der jüngste von ihnen, das Kind einer hochgestellten Familie, der bis zur Stunde seiner Bekehrung den Dienern nur einen Wink zu geben brauchte, um alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, machte sich zum Koch und zeigte lachend seine verbrannten und geschundenen Finger, indem er sagte, er würde Gott gerne noch bessere Beweise seiner Dankbarkeit geben, nachdem er ihn zum wahren Glauben berufen.

Diese Prüfung dauerte zwei Monate, bis es endlich gelang, einen heidnischen Brahmanen aufzutreiben, der für gute Bezahlung sich bereit erklärte, die Küche der Neophyten zu übernehmen und dabei dem Zorne der andern Heiden zu trotzen. Derselbe war fast ein Bettler, aber er gehörte zur Kaste, und das genügte. Sofort gieng der Lärm los. Man wollte den Koch zwingen, seine Stellung aufzugeben, unter dem Vorwande, dass er für Parias koche. »Kommt«, antwortete dieser, »und sehet, die jungen Leute sind Brahmanen wie ihr. Essen sie etwa Fleisch? Tragen sie nicht die Schnur und den Haarschopf, so gut wie ihr selbst?« Die Brahmanen kamen und sahen, dass dem wirklich so war. Übrigens wollte der Koch seinen Platz nicht verlieren, und da seine eigene Angehörigkeit zur Kaste mit im Spiele war, sorgte er nach Möglichkeit für Verbreitung der für Indien so nothwendigen Einsicht, dass ein Brahmane durch seine Bekehrung von den rein bürgerlichen Gebräuchen und Vorrechten der Kaste nichts einbüße. Die gegen diese Gebräuche Geflügel und Roastbeef genießenden eingebornen »Bekehrten« der Protestanten haben der Ausbreitung des Christenthums gewaltig geschadet.

Auf diesem Punkte geschlagen, änderten die unermüdlichen Heiden ihre Taktik. Sie beschlossen, die drei jungen Leute zu trennen, um dann desto leichter deren sogenannte Hartnäckigkeit zu brechen. Mehrere Versuche, den jüngsten, Stanislaus Balachandram, mit Gewalt fortzuführen, waren misslungen. Da gieng derselbe Anfang October aus freien Stücken nach Tandschur, um dort seine geraubte Schwester zu suchen, und wurde selbst ergriffen. Auf die telegraphische Nachricht hiervon kam sein Vater sogleich herbei, und obwohl ein hoher Beamter, hielt er es nicht unter seiner Würde, seinen Sohn mit Schlägen und Beschimpfungen zu überhäufen und die schmählichsten Versprechen vorzubringen, um ihn zum Abfalle zu verleiten. Er erklärte ihm, er wolle ihn lieber tödten, als zu den Jesuiten zurückkehren lassen. Als alles nichts fruchtete, beschloss man, den jungen Mann in das fast

unabhängige Königreich Travankor an der Westküste der Halbinsel zu senden, ein Plan, der bei dem Umstande, dass fast alle Stationsvorstände Brahmanen sind und die Polizei unter ihrem Einflusse steht, ziemlich leicht auszuführen war. Von dort gab es kaum ein Entkommen, und den allmächtigen brahmanischen Räthen am Hofe des Königs standen noch andere Überredungsmittel zugebote, als jene, die bisher im Bereiche der englischen Polizei versucht werden konnten. Glücklicherweise kam Stanislaus hinter das Complot und begriff, dass schleunige Flucht noth thue. Um einen Fluchtversuch zu erschweren, hatte man ihn seiner Kleidung, jenes langen Tuches, das besonders die Brahmanen mit so viel Geschick in faltenreichem Wurf über die Schultern herabfallen lassen, beraubt und ihm nur das Lendentuch gelassen. Doch gerade in dieses hatte er auf den Rath P. Villards einen Fünf-Rupien-Schein als letzte Rettung in äußerster Noth eingenäht.

In einer Nacht, als Stanislaus betete, bemerkte er, dass alles im Hause in tiefem Schlaf liege. Selbst seine Wächter schlummerten an seiner Seite. Rasch entschlossen löschte er die beiden Lichter, die in der Kammer brannten, aus und benützte die Dunkelheit, um sich aus dem Hause hinaus zu schleichen. Es war 3 Uhr morgens. Er gab sich ans Laufen, ohne zu wissen, wohin. Nachdem er einige Meilen weit dahingeeilt, kam er in einen Wald und stieg auf einen hohen Baum. Hier blieb er ohne Nahrung und fast ohne Kleidung von 4 oder 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends zusammengekauert. Dann erst stieg er hinab und gelangte im Schutze der Dunkelheit zur Eisenbahn-Station nach Tandschur. Doch wie groß war sein Schrecken, als er dort seinen Bruder, seinen Schwager und mehrere Bekannte gelagert fand, ohne Zweifel, um ihn beim Einsteigen festzunehmen, nachdem sie den ganzen Tag umsonst nach ihm gefahndet hatten. Voll Angst eilte er in ein Closet. Hier harrte er wieder zwei Stunden lang aus. Als ihn endlich der Hunger aus seinem Verstecke heraustrieb, stieß er auf einen Mann. Es war ein Christ aus der Kaste der Vellagen, denn die Patres auf die Suche nach Stanislaus ausgesandt hatten. Nach einigen Worten durchschaute der Vellage die Lage der Dinge. Er warf dem Flüchtling einen Theil seiner eigenen Kleider und eine Handvoll Reis zu, und die Thüre des Verstecks schloss sich wieder hinter ihm. Den Bahnsteg betretend, gewahrt nun der Vellage die Verwandten Balachandrams, die sich in eifrigem Gespräche mit dem Stationsvorsteher befanden. Ohne Zweifel ist das ganze Personal benachrichtigt, um den jungen Mann aufzuhalten. Was thun? Dem Christen kommt ein guter Einfall: Balachandram soll sich als Türke verkleiden. Brahmanen und Türken bleiben ja einander mehrere Schritte vom Leibe. Nach einiger Zeit sind die nöthigen Kleidungsstücke herbeigeschafft, und zur Stunde, da der Zug nach Tritschinopoli abgehen soll, schreitet Stanislaus als Muselmann

verkleidet, mit bedecktem Haupte an seinen Verwandten vorbei. Am nächsten Morgen war er am Ziele, wo die Patres ihn mit offenen Armen aufnahmen.

Mit dem glücklichen Flüchtling haben auch wir dessen Schwester, die Gemahlin Mahadhevans, in dem Gewahrsam ihres väterlichen Hauses zu Tandschur zurücklassen müssen. Ihr Fall war ungleich schwieriger als jener der ebenfalls entführten Frau Doreisamys. Diese war ja noch nicht getauft und schien nun selbst an eine Rückkehr nicht mehr zu denken. Doreisamy plante daher, nach Tandschur zu reisen und seine Frau vor Gericht zu einer Erklärung zu nöthigen, ob sie gewillt sei, in sein Haus zurückzukehren oder nicht. Im letztern Falle konnte er, von dem Paulinischen Privileg [1] Gebrauch machend, an eine Wiederverehelichung mit einer christlichen Brahmine denken. Mahadhevans Gattin hingegen war bereits getauft, und man wusste sie seit Monaten einer schlechten Behandlung und täglichen Versuchungen zur Theilnahme am Götzendienste ausgesetzt, wenn sie auch den muthigsten Widerstand leisten mochte.

Der Monat Februar 1895 kam so heran. Da brachte die Post Mahadhevan um die Mitte des Monats ganz unerwartet eine Karte, auf der er von Maria Annas Hand folgende Zeilen las: »Man führt mich mit dem Zug, der um ½11 Uhr durch Tritschinopoli kommt, nach Rameswaram. Komme auf den Bahnhof.«

Zu Pamben auf der Insel Rameswaram (oder Rameseram), einem der Eilande, die zwischen dem Golfe von Manar und der Palk-Straße eine Brücke vom indischen Continente zur Insel Ceylon bilden, befindet sich eine der berühmtesten Pagoden. Die fanatischen Anhänger Brahmas wallfahrten aus allen Theilen Indiens dahin, wenn sie das Unglück gehabt, sich eine Befleckung durch den Verkehr mit Christen oder Mohammedanern zuzuziehen. Eines dieser Reinigungsverfahren, das berühmte Prayetschittam, vermag sogar nach ihrer Meinung die Taufe oder die Beschneidung auszulöschen. Manche der hierzu erforderten Ceremonien sind allerdings nicht für feinfühlige Nerven berechnet. So besteht eine derselben im Trinken des Pantschakauviam, eines Getränkes von außerordentlich wiedererneuernder Kraft, das aus den »fünf Producten der Kuh«, des heiligen Thieres, nämlich aus

---

[1] Dieses im ersten Korintherbriefe des hl. Paulus (7, 12) ausgesprochene und darum sogenannte privilegium Paulinum besteht, wie den Kennern des katholischen Kirchenrechtes bekannt ist, darin, dass, wenn von einem heidnischen Ehepaar die eine Hälfte sich zum Christenthum bekehrt und die andere darüber befragte Hälfte nicht weiter oder nicht absque contumelia creatoris zusammenwohnen will, die erstere eine christliche Ehe eingehen kann, wobei durch Schließung dieser Ehe das Band der ersten im Heidenthum geschlossenen vollkommen aufgelöst wird.

Milch, Butter, Käse und aus M... und J..... bereitet wird. Die Reise nach Rameswaram war daher in dem Falle, der uns beschäftigt, nach brahmanischem Gesetze strenge Vorschrift. Glückte dieselbe, so war damit eine für die junge Christin und ihren Mann verhängnisvolle Wendung der Dinge fast unvermeidlich, ja der letzte Schimmer einer Hoffnung im Erblassen. Nur unter vielen Vorsichtsmaßregeln hatte Anna diese wichtige Nachricht zu Papier bringen können, und nach vielen Zärtlichkeitsbezeigungen war es ihr gelungen, ein ganz kleines Kind dazu zu bewegen, dass es die Karte zur Post trug.

Rasch war darum in Tritschinopoli der Entschluss gefasst. Einige der thatkräftigsten Christen der Stadt wurden aufgeboten, und ein Pater begab sich auf den Bahnhof, um denselben beizustehen und die Neubekehrten zu ermuthigen, während P. Billard vor demselben mit einem Wagen wartete. Mahadhevan und Balachandram sind zur Stelle. Der Zug braust in die Halle. Sogleich stürzen die beiden Brahmanen zu den Wagenthüren und entdecken die arme Gefangene endlich in der letzten Abtheilung des letzten Wagens. Ihre Mutter und ein heidnischer Advocat waren bei ihr, während andere Brahmanen das Coupé füllten. Sobald der Zug zum Stehen gebracht war, verlangte Mahadhevan von seiner Frau, sie möge ihm ihr Töchterchen geben. Sie gehorcht; Mahadhevan umarmt die kleine Cäcilie und übergibt sie einem Christen, der sie zum Wagen trägt. Unterdessen sprach Stanislaus Balachandram mit seiner Mutter, welche selbst die Thränen nicht zurückhalten konnte. Doch ohne sich durch diesen schmerzlichen Auftritt erweichen zu lassen, blieb er unverwandt auf die Befreiung seiner Schwester bedacht und versuchte die Thüre zu öffnen. Allein die im Coupé sitzenden Brahmanen hatten dieselbe fest verschließen lassen. Sogleich wurde der Stationschef, ein wohlgesinnter Franzose, davon benachrichtigt, und auch dieses Hindernis war überwunden. Die Wächter der Neophyten geriethen darüber in Unruhe. Unter lauten Protesten suchten sie die junge Frau am Aussteigen zu hindern. Allein Balachandram, der bei dieser Gelegenheit eine bewunderswerte Kühnheit an den Tag legte, hielt die Männer zurück und wich nicht vom Zuge, bis sein Schwager und seine Schwester sich entfernen konnten. Der Advocat steigt nun herab und will sich ihrem Austritt aus dem Bahnhofe widersetzen. Da schreckt ihn einer der Christen mit seiner furchtbaren Stimme und mit funkelnden Blicken zurück und zwingt ihn, seine Beute fahren zu lassen. Inzwischen haben die Flüchtlinge den Wagen erreicht, und derselbe trägt sie eilenden Schrittes davon. Ein Umstand war wie durch Fügung Gottes bei dieser Rettung dazwischen getreten; denn der älteste Bruder der jungen Frau, der sich gegen sie und Balachandram als grausamer Tyrann erwiesen hatte, und dessen Blick die erstere schon erstarren

machte, hatte bereits seine Karte gelöst, um sie zu begleiten, war aber dann wieder ausgestiegen und vor der Abfahrt des Zuges nicht mehr zurückgekehrt. Unter seinen Augen hätte Anna weder Muth noch Kraft genug gehabt, ihrem Manne zu folgen.

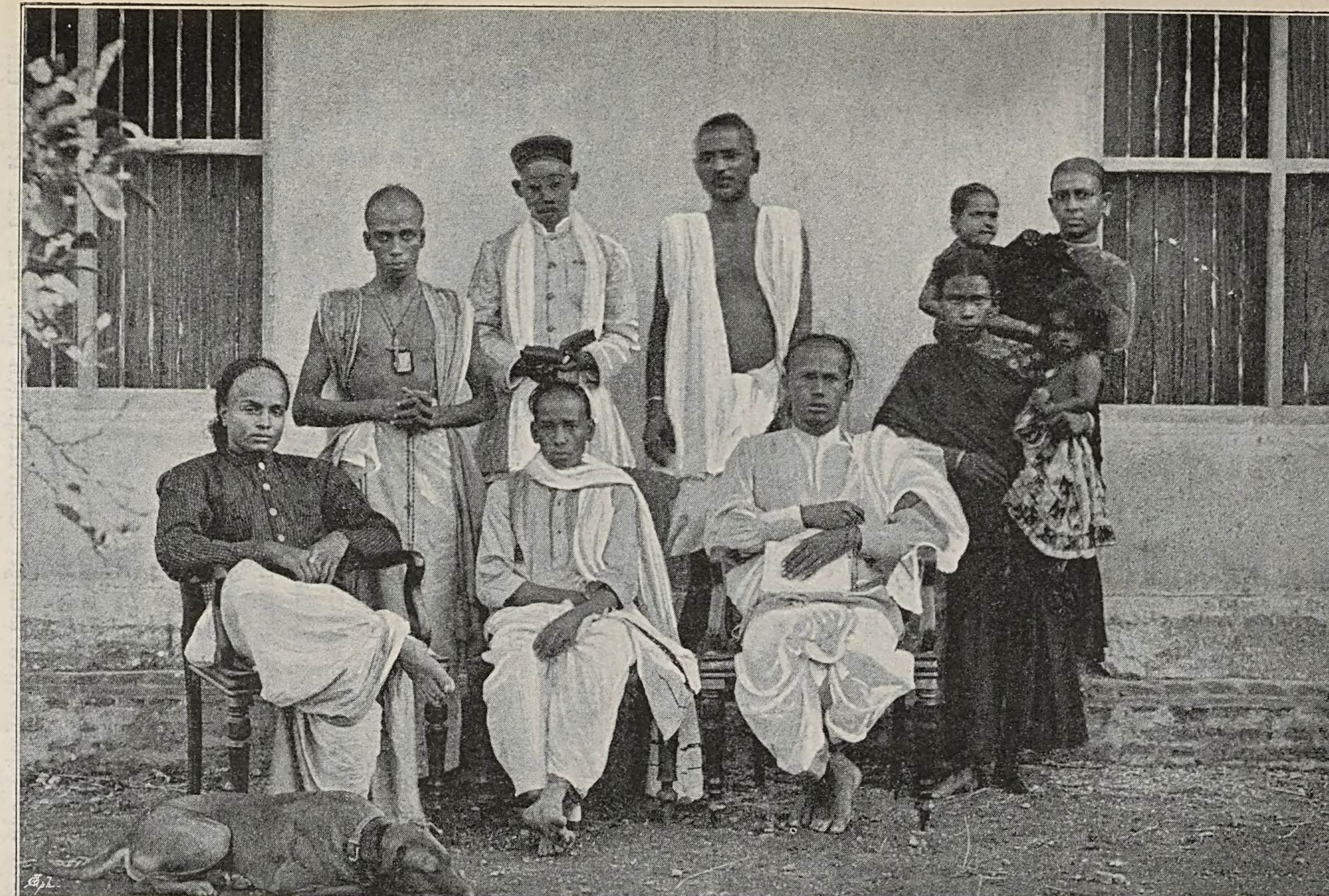
Wer beschreibt die Scene, die nun folgte?

Maria, die so mehrmonatlicher Gefangenschaft und Misshandlung entronnen war, vergoss an der Seite ihres Mannes einen Strom von Thränen der Freude und der Furcht. Sie fürchtete, dass ihr gewaltthätiger Bruder kommen werde, um seine Drohung, er werde sie tödten, wenn sie zu Mahadhevan heimkehre, auszuführen.

Sie wurde vorläufig im Kloster einer eingebornen Ordensgenossenschaft untergebracht. Ihr ältester Bruder kam in der That sogleich herbei und ließ alle Hilfsmittel seines Einflusses und seiner brahmanischen Verschlagenheit spielen, bis er von dem Polizei-Inspector das Versprechen erlangte, eine Zusammenkunft mit seiner Schwester durchzusetzen. Nachdem man sich umsonst auf die Gesetze berufen hatte, gab der Inspector erst nach, als man mit der Anzeige beim englischen Beamten drohte.

Wir haben nur einen Theil der Verfolgungen erzählt, welche die Neophyten zu bestehen hatten. Die Brahmanen ersannen immer wieder neue Anschläge, und man musste ihnen gegenüber auf alles, auch auf Vergiftungsversuche, gefasst sein.

Die Hauptschlachten in diesem Kampfe zwischen Heidenthum und Christenthum waren jedoch geschlagen, und der letzte Sieg hatte wieder alle Neubekehrten aus der Brahmanenkaste vereint. In dieser Eintracht und vor allem in dem häufigen Empfange der heiligen Communion fanden sie die Kraft, allen Angriffen auf ihr kostbarstes Gut, den wahren Glauben, mit christlichem Muthe zu trotzen. Mochte auch der heidnische Pöbel noch soviel Verachtung für sie bezeigen, mochte man auf den Straßen tagtäglich mit Fingern auf sie weisen, sie Narren schelten, und mochte die Gassenjugend ihnen nachschreien: alles dieses konnte sie nicht wankend machen. Mehr noch haben sie durch den Ausschluss aus ihren reichen Familien geopfert. Während vordem ein jeder von ihnen fünf bis sechs Diener zur Verfügung hatte, müssen sie sich jetzt mit wenigem begnügen. Mahadhevan hatte noch seine Anstellung beim Collector von Tritschinopoli mit 25 Rupien Monatsgehalt inne; der Unterhalt der zwei andern Männer fiel vorläufig dem Colleg und der Mission zur Last. Josef Doreisamy bereitete sich indessen auf eine Anstellung vor, die ihm von der Bahnverwaltung verheißen war, während Stanislaus Balachandram Schreibereien für das Colleg besorgte und im Lateinischen unterrichtet wurde. Dies deutet schon an, dass er daran denkt, Priester zu werden, ein Priester aus der Brahmanenkaste.



Die ersten christlichen Brahmanen der neuern Zeit.

Stanislaus Maria Balachandram, Mahadhevans Schwager. — Krischnaya (Christoph). — Singarayan (Leo). — Justinnammal, Frau Singarayans, mit ihrem Töchterchen Natschatirmmal.

Josef Peter Doreisamy. — Rayasekharam (Stephan Marie), 2. Schwager Mahadhevans. — Vincenz Mahadhevan. — Maria Annammal, Mahadhevans Frau, mit Töchterchen Ceciliammal.

Die Hauptbedeutung dieser Ereignisse liegt jedoch, wie wir wieder hervorheben müssen, darin, dass die Neubekehrten den eisernen Ring gesprengt, der die 25 Millionen zählende oberste indische Kaste selbst und damit auch zum Theile wenigstens alle andern gegen das Vordringen des Christenthums absperrte. Dank der ängstlichen Sorge, welche die Missionäre daran setzen, dass die Neophyten die Kastengebräuche nach Möglichkeit beibehalten, wurden schon vielen die Augen geöffnet. Manche ihrer alten Freunde unter den Brahmanen sind den Neophyten treu geblieben, sie besuchen dieselben in ihren Wohnungen, und manche speisen im geheimen mit ihnen, wenig bekümmert um die Befleckung, welche sie sich in den Augen ihrer Kaste durch einen solchen Verkehr mit Getauften zuziehen. Viele der jungen Leute beginnen über die ernsteste aller Lebensfragen, die religiöse, nachzudenken; die Besucher im Colleg, welche solche Bedenken vorlegen, mehren sich, ja schon vor mehr als einem Jahre befanden sich 12 bis 15 weitere Brahmanen in der Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Taufe.

3.

Über den weitern Verlauf dieser Bewegung unter den Brahmanen von Tritschinopoli liegen uns folgende Briefe eines Hauptbeförderers derselben, des hochw. P. Franz Billard S. J., vor:

Tritschinopoli, 3. December 1895.

»Die drei ersten von den neubekehrten Brahmanen haben nun alle Anstellungen, was unsere Kostenlast bedeutend vermindert. Aber es bleiben noch zwei junge Leute und die Brahmanen von Vizigapatam. Ferner wird nach den Prüfungen im December ein Schüler des protestantischen Collegs der Society for Propagation of Gospel hinzukommen, den ich seit mehr als sechs Monaten in den Glaubenswahrheiten unterrichte. Die zehnte Classe unseres Collegs (die auf das Baccalaureate of Arts vorbereitet) wird uns am herannahenden Schluss des Schuljahres mindestens fünf neue Katechumenen geben, alles brave und entschlossene junge Leute. Dann wird es heißen, ihnen Anstellungen verschaffen und ihnen einige Monate Zeit geben, um sich Frauen zu suchen, was noch nicht geschehen ist, alle aber so ziemlich im Laufe des nächsten Jahres zustande bringen dürften.«

27. Januar 1896.

»In drei oder vier Tagen werden wir einen Vetter Balachandrams, der eben jetzt seine Baccalaureatsprüfung abgelegt, durch die Taufe zum Kinde der Kirche machen, einen trefflichen jungen Menschen, der keine Eltern und infolgedessen weniger Schwierigkeiten hat, um den letzten entscheidenden Schritt zu thun. Ein anderer, ein weltlicher Lehrer unseres

Collegs, nahm eben einen einjährigen Urlaub, um sich und seine Frau auf den Empfang der heiligen Taufe vorzubereiten. Dies soll zu Ostern geschehen. Um jeden Verdacht niederzuschlagen, hat er die Leitung einer Schule in Seringam übernommen. Seine Taufe wird wieder von besonderer Bedeutung sein. Zwei Freunde sind bereit, ihm zu folgen; der eine derselben wird noch warten, um eine Frau zu finden; der andere, der um die Bekehrung der Seinen bemüht ist, wird sich bald an uns anschließen.«

22. October 1896.

»Trotz des offenen Bekenntnisses ihres katholischen Glaubens gelten unsere Neubekehrten als Brahmanen. Die gegentheilige Meinung war, wie Sie wissen, das größte Hindernis, das sich der Bekehrung dieser stolzen Kaste entgegenstellte. Jetzt ist dasselbe nicht mehr vorhanden, und die Bitten um die Taufe mehren sich. Wie Sie sich aber denken werden, prüfen wir unsere Katechumenen und lassen sie erst nach ein bis zwei Jahren ernster Prüfung zur Taufe zu. Seit der Bekehrung der ersten drei Brahmanen sind neun weitere getauft worden, und alle hatten wahre Folterqualen zu bestehen. Ich selbst musste, von der Mutter eines derselben der Verführung ihres Sohnes angeklagt, vor Gericht erscheinen; doch trotz alles guten Willens der brahmanischen Advocaten, die mich gerne ins Gefängnis geschickt hätten, sahen sich die Richter genöthigt, mich freizusprechen.

Ich will nicht das Martyrium schildern, das diese jungen Leute durchzumachen hatten. Es war immer dieselbe Geschichte: Drohungen, Schläge, Unbilden, Einsperren u. s. w. Das, was einer derselben, namens Senappen, ausgestanden, war von besonderer Art. Von Eltern und Freunden gehetzt und verfolgt, brachte er endlich volle sechs Monate in einem Walde nahe bei Tritschinopoli zu. Nach Ablauf dieser Zeit des Gebetes und gezwungenen Fastens kam er eifriger denn je zu uns zurück.

Unsere kleine Brahmanenstadt besteht nun aus zehn katholischen Brahmanenfamilien.«

Auch die wohlthätige Wirkung, die man von dieser Bewegung innerhalb der höchsten Kaste auf die niedern erhoffte, ist nicht ausgeblieben. Innerhalb eines Jahres mussten in der Mission von Madura, der Tritschinopoli angehört, über 40 neue Missionsstationen errichtet werden.

Eine weitere segensreiche Wirkung, die in den Augen der Engländer und der Brahmanen selbst als der größte Triumph der katholischen Missionäre erscheint, ist die Wiederverehelichung der ersten Brahmanenwitwe. Wir berühren damit einen der dunkelsten Flecke, der am gesellschaftlichen Leben des alten Indien haftet. Indem wir seiner Darlegung einige Worte widmen, vervollständigen wir das bisher gegebene Bild indischer Zustände; wir thun dies aber auch schon deshalb, weil diese Darlegung für einen Theil unserer

Leser von besonderem Interesse ist. Dieser Greuel ist das unwürdige Los der indischen Frau.

»Unwissend und zur Sclavin geboren, soll die Frau in diesem Zustande leben und sterben,« lautet ein Weisheitsspruch Manus, des gefeierten indischen Weisen, von dem Christus nach der Weisheit gewisser Gelehrten einen Theil seines Evangeliums entlehnt hat. Nachdem das indische Mädchen im Vaterhause kaum anders als wie ein wertloses Lastthier behandelt worden, wird es im zarten Alter (auch unter zehn Jahren) durch fremden Willen an einen Mann gekettet, den es nie gesehen. Wie im Vaterhause darf die junge Frau auch jetzt nur nach den Männern und wie im geheimen Nahrung zu sich nehmen; geht der Mann aus, so folgt die Frau demüthig zwei Schritte hinter ihm, und gibt es eine Last zu tragen, so wird dieselbe ihrem Haupte aufgebürdet. Sie darf dem Manne nicht ins Gesicht sehen, seinen Namen nicht aussprechen.

Doch — täuschen wir uns nicht — diese Stellung an der Seite eines herrischen, lieblosen Gatten bildet das »Glück« der indischen Frau und sein Tod bedeutet für sie den Beginn unsäglichen Elends. Das Gesetz Manus verurtheilt die Witwe zum Feuertod. Während langer Jahrhunderte wurden Hunderttausende unglücklicher Witwen zugleich mit den Leichen ihrer Gatten lebendig verbrannt, und es ist erst den Maßregeln der englischen Regierung zu verdanken, dass die Zahl dieser Opfer in unserem Jahrhundert auf einige tausend herabgesunken ist.

Ist aber das Los der Witwen dadurch viel besser geworden?

Reisende, welche die indischen Städte besuchen, erzählen von Gruppen bleicher Frauengestalten, die mit glatt geschorenem Haupte und in ein weißes Tuch gehüllt dort in den Straßen trauern. Es sind die Witwen der hohen Brahmanenkaste, die wie die der übrigen Kasten unter keinen Umständen wieder heiraten dürfen. Nur eine Mahlzeit während des Tages ist ihnen gestattet. Allen schulden sie ihre demüthigen Dienste, und als Entgelt empfangen sie unwürdige Behandlung. Selbst vom gemeinsamen Gebete der Familie sind sie ausgeschlossen. Dabei benimmt die vollständige Unmöglichkeit, sich wieder zu verehelichen, ihnen jede Hoffnung, sich jemals diesem Elende zu entreißen.

Und nun bedenke man, dass dieses langwierige Marterthum für Tausende vor dem zehnten Lebensjahre beginnt. Eine Abmachung der Eltern ohne eine Verlobung der Betheiligten und der Tod des Bräutigams genügen, um sie für das ganze übrige Leben in diesen Abgrund von Elend zu stürzen. Man berechnet das mittlere Alter, in dem die jungen Brahmaninnen heiraten, auf sechs Jahre, und die Zahl der Witwen dieser Kaste auf den dritten Theil ihrer weiblichen Mitglieder. Die Zahl der Witwen im Alter von

weniger als zehn Jahren beträgt nach der Volkszählung von 1881 für ganz Indien an 54.000, die älteren gar nicht gerechnet. Wir überlassen anderen die Ausmalung solch namenlosen Elends und werfen einen Schleier über die schweren, unnatürlichen Verirrungen, durch welche die vergewaltigte Frauennatur sich gegen dieses Zwangswitwenthum aufbäumt. Viele werfen sich dem Laster in die Arme.

»Als Lord Bentinck« — schrieb eine anglo-indische Zeitung — »den sutti (so heißt der Gebrauch, der die Witwe verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden) abschaffte, glaubte er ein Werk der Menschenfreundlichkeit zu thun. Aber wenn man die Leiden betrachtet, welche die Witwe nach dem Tode des Gatten erwarten, dann muss man sich fragen, ob es nicht menschlicher gewesen wäre, sie wie ehemals sterben zu lassen. Ist der Tod nicht vorzuziehen der schmachvollsten und niedrigsten aller Sclavereien? Das aber ist es, was die junge Witwe von vier oder fünf Jahren erwartet, eine entwürdigende Sclaverei, die sie zu tragen hat bis zum Alter von 50 und 60 Jahren.«

Die katholische Kirche, welche der freiwilligen Ehelosigkeit der Witwe stets das gebürende Lob gespendet, dieselbe aber nicht als niederdrückende Last auf schwache Schultern legte, hat bei ihren Bemühungen, das Los der Frauen in Indien zu bessern, schon manchen Erfolg zu verzeichnen. Zunächst eröffnet sie den Witwen, deren Wiederverehelichung angesichts der herrschenden Vorurtheile unmöglich ist, die Pforten stiller Asyle, in denen dieselben sich dem religiösen Leben widmen oder wenigstens gegen Elend und Verirrung geborgen sind. Die erste Wiederverehelichung einer Witwe, welche die Missionäre in Tritschinopoli im Jahre 1844 durchsetzten, erregte selbst unter den Christen einen wahren Aufruhr. Doch dank der Festigkeit der Missionäre zählte man schon nach zwanzig Jahren im Bereiche dieser Mission hundert wiederverheiratete Witwen. Allein erst das Jahr 1896 konnte Zeuge des noch nicht dagewesenen Schauspieles sein, dass eine Witwe der höchsten Kaste zum zweitenmal zum Traualtare trat.

Ein Brahmanenmädchen, das nach den bestehenden Gebräuchen schon mit drei Jahren zur Witwe geworden war, weigerte sich, das Haupt sich glatt rasieren zu lassen, als mit der Volljährigkeit die Zeit gekommen war, wo sie durch dieses Zeichen einem Leben der Schmach überantwortet werden sollte. Als einzige Tochter einer wohlhabenden Familie gelang es ihr, ihre Eltern zum Aufschube der Ceremonie zu bewegen und dem Drängen der Kaste Widerstand zu leisten, bis sie dreizehn Jahre alt geworden. Da lernte sie einen jungen neubekehrten Brahmanen kennen, der sie in der christlichen Religion unterwies. Die Aussicht auf Wiederverehelichung brachte sie dem Christenthum näher, wie das Gegentheil sie die indische Religion hassen

gelehrt hatte. Der Brahmane verlangte sie zur Ehe, und die Hochzeit fand statt. Darüber entstand in der Kaste eine heftige Erregung, doch fehlte es selbst unter den Brahmanen nicht an solchen, welche ihrem Beifall Ausdruck gaben.

Es ist ein Brahmane, der in dem oben angeführten Artikel des Madras Mail, der eben aus seiner Feder stammt, also fortfährt:

»Wir können darum den katholischen Missionären von Tritschinopoli, welche auf Verdrängung dieser wahnwitzigen Vorurtheile hinarbeiten, unsere Achtung und Bewunderung nicht versagen. Eben haben sie eine Brahmanenwitwe, welche mit dreizehn Jahren die grausame Schmach, die den Witwen vorbehalten ist, schon zehn Jahre lang getragen, wieder verheiratet. Das ist die richtige Lösung der Frage, eine andere gibt es nicht. Ein zwölfjähriges Mädchen an einer Heirat zu hindern, unter dem Vorwande, dass es die Gattin eines Unbekannten gewesen, das ist Grausamkeit und Barbarei. Ehre jenen, die ihr Leben der Aufgabe weihen, unsere gebildete indische Gesellschaft davon zu befreien.«

Schlusswort.

Die langersehnte Bewegung unter den Brahmanen zu Gunsten des Christenthums hat somit begonnen. Zwölf katholische Brahmanenfamilien bilden heute die erste katholische Brahmanengemeinde, welche den Anstoß bieten kann zur Bekehrung dieser mächtigen Kaste. Ist aber diese einmal in größerem Maßstabe gelungen, bevor der geistesstolze Indifferentismus des Abendlandes auch in Indien die Massen erfasst hat, dann dürfte die Christianisierung des ungeheuren Landes mit Riesenschritten vorwärts gehen. Es ist kaum zu bezweifeln, dass diese Bewegung im südlichen Indien nun immer rascher anwachsen wird. Dafür bürgt der Eifer der Missionäre und der Muth ihrer Neophyten, dies liegt aber auch schon in der Natur dieser Bewegung. Gibt es einmal eine erhebliche Anzahl katholischer Brahmanen, dann ist für die vielen wissenschaftlich gebildeten Angehörigen der obersten Kaste, denen die Religion ihrer Ahnen schon jetzt ein überwundener Standpunkt ist, keine so große Schwierigkeit mehr vorhanden, dem gegebenen Beispiele zu folgen.

Die Klugheit der Missionäre sorgt, wie wir gesehen, dafür, dass die Bewegung nicht jenen allzu raschen Schritt einschlage, der ihre Zukunft gefährden könnte; leider tritt noch ein Umstand hemmend in den Weg, der schon bisher manchen einzelnen Erfolg vereitelt hat. Mit der Zunahme der Zahl der Neubekehrten wachsen auch die Anforderungen, die in finanzieller Beziehung an die Mission gestellt werden. Für den Anfang wenigstens müssen, wie wir gesehen, die Patres vielfach für den Unterhalt der jungen Leute, die aus ihren Familien verstoßen sind, aufkommen. Die Bedürfnisse der eingebornen Inder an Wohnung, Kleidung und Nahrung sind allerdings gering — ein leicht gebautes Häuschen für die Familie, jährlich ein Stück Tuch für 8 Annas[1], täglich eine Handvoll Reis für 2 Annas genügen

[1] Ein Anna ist der sechzehnte Theil einer Rupie, die dem Werte von mehr als 1½ Mark oder von weniger als einem Gulden ö. W. entspricht, somit ungefähr 10 Pfennige oder 6 Kreuzer.

für den Unterhalt eines Inders — aber auch dies wenige ist zu viel für ein Missions-Budget, welches schon seinen andern Anforderungen nicht gewachsen ist.

Mit dem Unterhalte der Einzelnen ist das Werk der Brahmanenbekehrung noch nicht gesichert. Wie wir gesehen haben, ist ein neubekehrter Brahmane, der seine Kastenvorrechte infolge des Zusammenwohnens mit andern Kasten nicht zu bewahren vermag, von keinerlei Nutzen für die Bekehrung der Brahmanen und die Indiens; er ist vielmehr ein gewaltiges Hindernis gegen dieselbe, da er vor aller Augen das schon herrschende Vorurtheil neu bestätigt, man könne nicht Christ werden, ohne sich zum Paria zu degradieren. Es muss darum, so groß auch die Opfer sein mögen, die Rettung der Kastenangehörigkeit möglichst vielen ermöglicht werden. Ist nun das Zusammenwohnen der Brahmanen und der Abschluss von den übrigen Kasten eine der unerlässlichen Bedingungen dafür, so ergab sich daraus die Nothwendigkeit, ein kleines christliches Brahmanenviertel in Tritschinopoli zu gründen. Schon im Jahre 1895 kauften die Missionäre mit Hilfe einiger Almosen, und im Vertrauen darauf, dass die göttliche Vorsehung ihnen weitere Wohlthäter in den katholischen Ländern erwecken werde, einen zu diesem Zwecke sehr geeigneten Grund. Wenn das Grundstück mit einer Mauer umgeben sein wird — was nun wohl schon geschehen ist —, werden auf demselben Häuschen für die Neubekehrten errichtet.

Zudem hat die Mission von Madura (Bisthum Tritschinopoli), welche die südöstliche Ecke der Halbinsel zwischen dem Gebirge und dem Ceylon vom Festland trennenden Meerestheile umfasst, nur ungenügende und wenig regelmäßige milde Gaben aus dem fernen Europa als einzige Einnahmsquellen. Sie muss damit für die religiösen Bedürfnisse von 200.000 Katholiken aufkommen, die auf diesem etwa ganz Italien gleichkommenden Gebiete unter 6 Millionen Heiden zerstreut leben. Dahin gehören die Kosten der bischöflichen Verwaltung mit 43 Haupt- und 602 kleinern Seelsorgestationen, der Unterhalt von 130 Ordensleuten, 30 bis 40 eingebornen Weltpriestern und 137 Katechisten, die Erhaltung von 242 Kirchen und 498 Kapellen, sowie des großen St. Josef-Collegs und 280 anderer Schulen, welche zusammen von 15.000 Schülern und Schülerinnen besucht werden, die Kosten von 5 Waisenhäusern mit 479 Kindern, von 4 großen Hospitälern, welche bereits 12.000 Kranke verpflegt haben, von Hospizen für die verstoßenen Witwen, endlich die Linderung der schreiendsten Noth, welche Hunger und Cholera so leicht über Indien bringen.

Zu allem dem gesellt sich nun das Unternehmen zu Gunsten der Brahmanen. Es wird darum von der Großmuth der Katholiken in Europa abhängen, ob dieses Werk der Brahmanenbekehrung, das unter den Interessen

der großen katholischen Kirche gewiss nicht die letzte Stelle einnimmt, rüstig voranschreiten kann.

Wir lassen darum zum Schlusse einem der Hauptbeförderer der Bekehrung der Brahmanen, dem hochw. P. Louis Lacombe S. J., das Wort, indem wir einen Hilferuf verdolmetschen, den er vor mehr als einem Jahre an das katholische Frankreich gerichtet:

»Ich richte an alle christlichen Seelen, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden am Herzen liegt, und die ein Almosen, sei es noch so klein, zu geben im stande sind, die inständige Bitte, an uns arme Missionäre zu denken, die hier im fernen Lande mit ihren heiligsten Interessen fast vergessen und von allen, von denen sie eine Gabe erwarten könnten, so weit entfernt sind. Möge man bedenken, dass wir genöthigt sind, für die dringendsten Bedürfnisse unserer Neubekehrten zu sorgen. Wenn die Katholiken in Europa uns nicht helfen, wer soll uns dann helfen? Ohne ihre Hilfe haben wir nichts und vermögen wir nichts, und wenn unsere armen Neophyten den Verfolgungen und der Noth, welcher sie ausgesetzt sind, erliegen, so wird das eine große Schande für unsere Religion und für uns, ihre Missionäre, sein. Dies könnte die den Bekehrungen günstige Stimmung vielleicht für 50 Jahre wieder ins Stocken bringen. Jene, die sich noch bekehren wollten, würden das Schreckbild jener jungen Leute vor Augen haben, welche alles geopfert haben, um der Stimme ihres Gewissens zu folgen und dann von den Katholiken, denen sie sich angeschlossen hatten, im Stiche gelassen wurden. Es ist darum von hoher Wichtigkeit, ihnen beizustehen. Die Mission ist in einer großen Nothlage; viele Patres müssen, da sie keine Häuser haben, in ihren Wägen wohnen und in Erdhütten die heilige Messe lesen, in denen man anderswo nicht einmal sein Vieh unterbringen würde! Unsere Christen (der Mission) sind voll guten Willens und haben sich bereit gezeigt, selbst ihr Leben für die Neubekehrten hinzugeben; sie haben sich selbst große Geldopfer auferlegt, doch sie sind arm und können fast nichts thun.

Ich bitte auch alle um das Almosen ihres Gebetes. Unsere Neubekehrten bedürfen dessen gar sehr, da man sie jeden Tag zu Acten der Abgötterei verleiten will. Unsererseits aber werden wir es uns zur Pflicht machen, für alle Wohlthäter zu beten und auch unsere Neubekehrten beten zu lassen. Das Gebet dieser heldenmüthigen Christen, die alles für Gott geopfert haben, muss bei ihm viel vermögen und wird ihren Wohlthätern zum Entgelt besondere Gnaden erlangen.«

Möge dieser Hilferuf der Missionäre nicht ungehört verhallen. Im Anschlusse an denselben rufen wir unsern Leserinnen noch ins Gedächtnis, wie sehr gerade in Indien die sociale und moralische Hebung der Frau, die Rettung der Frauenwürde bei einem großen Theile des Frauengeschlechtes vom Siege

des Christenthumes abhängt. Alle aber, die durch diese Blätter zu der Einsicht gelangt sind, dass die Interessen, zu deren Vertretern in den Ländern deutscher Zunge dieselben sich gemacht haben, hohe und dringende sind, weil sie die höchsten Güter eines beträchtlichen, hochbegabten Theiles der Menschheit betreffen, alle seien hiermit aufgefordert, diese Einsicht durch Unterstützung des Werkes der Brahmanenbekehrung nach Kräften zu bethätigen [1].

[1] Beiträge zur Förderung des Werkes der Brahmanenbekehrung nehmen die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau (Verlag der illustrierten Zeitschrift »Die katholischen Missionen«) und die Expedition des »Vaterland« in Wien I. Schulerstraße 21 entgegen. Die zunächstliegende Unterstützung besteht in dem Ankaufe dieser Schrift und möglichster Verbreitung derselben in bekannten Kreisen.

Vögl

Bischoffshausen, Sigismund von

Das höhere katholische Unterrichtswesen in Indien und die Bekehrung der Brahmanen ein Beitrag zur Frage: Wie kann Indien katholisch werden?

Freiburg im Breisgau [u.a.] 1897